BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Taschen-Bibliothek der wichtigsten und interessantesten Reisen nach Ost-, West- und Süd-Indien

Bd.: 2,3

1835

Bamberg, Staatsbibliothek -- RB.Geogr.it.o.20(2#3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11768369-6

Taschen=Bibliothek

der

wichtigsten und interessantesten

See- und Landreisen,

von der

Erfindung der Buchdruckerkunst bis auf unsere Zeiten.

[illegible]

G [illegible]

[illegible]

Joachim Heinrich Jäck,

[illegible]

Neun und sechzigstes Bändchen.

Mit einem Kupfer.

II. Theil. [illegible]

von [illegible]

Graz,

Druck und Verlag von Joh. Andr. Kienreich.

1 8 3 5.

Taschen=Bibliothek

der

wichtigsten und interessantesten

See= und Landreisen,

von der

Erfindung der Buchdruckerkunst bis auf unsere Zeiten.

Mit Landkarten, Planen, Portraits und anderen Abbildungen.

Verfaßt

von

mehreren Gelehrten,

und herausgegeben

von

Joachim Heinrich Jäck,

königl. Bibliothekar zu Bamberg.

Neun und siebenzigstes Bändchen.

Mit einem Kupfer.

II. Theil. 3. Bändchen

von Ost=, West= und Süd=Indien.

Grätz,

Druck und Papier von Joh. Andr. Kienreich.

1835.

Ein indianischer Krieger mit einem Skalp.

Taschen-Bibliothek

der

wichtigsten und interessantesten Reisen

durch

Ost-, West- und Süd-Indien.

Mit Landkarten, Planen, Portraits und anderen Abbildungen.

Verfaßt

von

mehreren Gelehrten,

und herausgegeben

von

Joachim Heinrich Jäck,

königl. Bibliothekar zu Bamberg.

II. Theil. 3. Bändchen.

Grätz,

Druck und Papier von Joh. Andr. Kienreich.

1835.

Des Majors M. Symes Gesandtschafts-Reise nach dem Königreiche Ava im Jahre 1795. Auf Befehl des Gouverneurs von Ost-Indien unternommen. Aus dem Englischen übersetzt, und fortgesetzt von Scheibert.

(Fortsetzung.)

Der Tempel Scho-Siguhn steht am Ende der Stadt, allein er ist mit den Tempeln zu Ranguhn und Pegu gar nicht zu vergleichen; er ist klein und schlecht gebaut. Am Wege, welcher zu diesem Tempel führt, stehen an beyden Seiten, verfallene Tempel, Klöster und schöne Häuser zur Bequemlichkeit der Fremden. Um die Pyramide in der Mitte geht eine Gallerie, welche eine weite Aussicht über das Land gewährt.

Am 11. Junius Morgens wurden mir die königlichen, zu meiner weitern Reise bestimmten Fahrzeuge und Boote übergeben, und Baba-Schihn zum Begleiter bestimmt. In dem für meine Person bestimmten Fahrzeuge befanden sich drey artige Zimmer, deren Fußböden mit Teppichen, so

wie die Wände und Decken mit baumwollenen Tapeten ausgefüttert waren. Während der Fahrt sahen wir mehrere Inseln, dann die Städte Queranroh, Kiuhsii und Sirräkium. Bey Tautschoii hielten wir die Nacht, deren Einwohner mit dem Handel der eingesalzenen Theeblätter sich erhalten. Diese sind große Freunde der Birmanen. Am folgenden Morgen erblickten wir Tirupmiu (chinesische Stadt). Fünf Meilen von derselben ergießt sich der Kinduem in den Irawady. Er bildet die Grenze zwischen Cassay und Ava. Nakiung am Kinduem ist die äußerste Stadt der Birmanen, so wie Thangdot die erste Cassay'sche Stadt ist. Summi-Kium ist eine große, aber schlecht gebaute Stadt, in welcher die größte Salpeterfabrik, welche alle königlichen Magazine versieht, sich befindet. Pulver und Salpeter darf unter keinem Vorwande von hier ausgeführt werden. Sandaht, ein Dorf, wird ganz von Elephantenwärtern des Königs bewohnt; denn der König ist alleiniger Herr aller im Lande befindlichen Elephanten, und auch auf denselben zu reiten, wird nur den vornehmsten Personen erlaubt. Man zählt dergleichen an 6000, die der König besitzt. Die weiblichen Elephanten werden höher geschätzt, weil sie leichter zu zähmen sind. Die männlichen Elephanten werden in Ava nur bey öffentlichen Gelegenheiten gebraucht.

Daß wir der Hauptstadt nahe sind, zeigte uns die immer mehr steigende Anzahl der Städte und Dörfer an dem Ufer. Gegen Abend landeten wir

an dem Orte, wo einst das alte Ava, die Hauptstadt des ganzen birmanischen Reiches, stand. Diese Stadt, auch Aungwa genannt, ist in zwey Theile getheilt. Die untere Stadt hat beynahe 4 Meilen im Umfange und eine 30 Fuß hohe Mauer, um welche ein sehr tiefer Graben geht. Die obere Stadt hat nur eine Meile im Umkreise, ist aber stärker befestigt. Allein jetzt sind Mauern und Wälle in Verfall. Die Häuser sind aus Holz, daher konnten sie leicht abgetragen, und bey dem ersten Befehle nach Ummerapura gebracht werden. Spuren von dem königlichen Pallaste, dem Harem, rc. sind noch vorhanden. Die ganze Fläche ist mit Bambus, Unkraut und Dornen bewachsen. Jedoch wird der Tempel Schogungaprah in der obern Stadt noch in großen Ehren gehalten. Jeder, der ein hohes Amt erhält, muß in demselben den Eid der Treue ablegen; welcher so heilig ist, daß sein Bruch auf das schärfeste bestraft wird.

Als wir Ava verlassen hatten, wurde uns bald darauf der Anblick der Thürme und Säulen von Ummerapura auf der andern Seite des Flusses sehr überraschend. Nördlich am Fuße eines Hügels lag Tschagähn, eine ehemahlige Residenz; sie lag am Hügel in vielen Absätzen, auf deren jedem ein pyramidartiger Tempel stand. Der daran liegende See war ausgetreten, und zahllose Boote ruderten umher. Wir kamen um 12 Uhr in den Kanal, welcher den Fluß mit dem See Taunsimahn verbindet, an dessen Ufer die Süd-

seite von Ummerapura stößt. Dem Fort gegenüber, nahe bey Taunsimahn, einem Dorfe, war ein Haus für uns errichtet, und als wir ankamen, empfing uns der Magwuhn von Pegu und Babaschihn. Der Gouverneur von Bamu, einer Provinz an China angränzend, erwartete uns im Hause selbst. Wir setzten uns auf Teppiche, und unsere Unterhaltung bestand vorzüglich über die Erdkunde von Europa, welche der Gouverneur sehr begierig anzuhören schien. Ich war mit dieser höflichen Aufnahme sehr zufrieden. Als mir die Bemerkung gemacht wurde, daß hier Landes nicht Sitte sey, daß ein Gesandter vor der Audienz ausginge, und ich daher nicht über den See zu fahren, noch meinen Leuten es zu erlauben die Güte haben möchte, versprach ich, dankend für den Rath, das Herkommen zu befolgen. Einem fremden Gesandten wird sonst sogar die Stadt bis zu seiner Audienz verschlossen.

Das Haus, welches ich bewohnte, war geräumig, ein Stockwerk hoch, und ziemlich gut gebaut. Es befand sich eine offene Halle und zwey große Stuben darin; aus Bambusmatten waren die Wände, und das Dach hatte die Form, die sonst nur die Wohnungen der Adeligen haben. Die Herren Wood und Dr. Buchanan hatten unweit der meinigen kleinere Wohnungen. Alle waren mit einem Hofe umgeben, welchen Bambuspalisaden einschlossen. Diese Umzäunungen hatten jede zwey Thore, und an jedem stand ein birmanischer Soldat, um uns vor Dieben zu bewachen. Auf eine

Audienzhalle wurde einige Schritte von unserem Thore errichtet, welches ein Zeichen der Würde ist. Denn jede Person von Bedeutung hat bey seinem Hause ein solches Gebäude; weil jeder hohe Posten der Birmanen mit Ausübung der Gerichtsbarkeit verbunden ist. Diese Audienzhalle ist außer dem Hofe ohne Wände, zum Zeichen, daß jeder frey zum Throne der Gerechtigkeit treten könne.

Es wurden unsere Sachen aus den Booten in unsere Wohnung gebracht, und meine Leute erhielten Butter, Reis, Holz und Töpfe im Ueberfluß. Im Walde errichteten sie uns Buden, worin Gewürze, Tamarinden, Salz, Gemüse, Tabak und Betel verkauft wurden. Damit unsere Leute aber leichter einkaufen konnten, vertheilte man unter sie 100 Tackal (etwa 70 Thaler), und obwohl ich dieß nicht zulassen wollte, so ließ sich der birmanische Officier doch nicht abweisen. In unserer Nähe wohnten einige chinesische Gesandten, welche, weil sie Liebhaber der Musik waren, einen Trupp Musikanten bey sich hatten, die beynahe unausgesetzt einen fürchterlichen Lärm machten, und uns außerordentlich beunruhigten; denn dieses schreckliche Getöse dauerte alle Abende bis Mitternacht, daß selbst der Gesandte krank wurde. Während seiner Krankheit hatten wir nun Ruhe; als er aber starb, fing der Lärm von Neuem an. Dem Gesandtschafts-Personale machten wir unsere Aufwartung, bey welcher die Chinesen sich sehr feyerlich benahmen. Sie nahmen nicht eher Platz, als wir uns niedergesetzt hatten, oder wir sie dazu zwangen. Sie

waren im Ganzen eintönig und langweilig, wenn sie sprachen; sonst beobachteten sie ein strenges Stillschweigen. Porto- und Madera-Wein schmeckte ihnen nicht; dafür fanden sie an dem Kirschbranntwein mehr Behagen.

Obschon ich sicher war, und nicht das Mindeste zu befürchten hatte, so ließ ich mich doch auf meinen Spaziergängen immer von 7 — 8 Soldaten und etlichen Dienern begleiten, welche sämmtlich mit Säbeln bewaffnet waren. Wenn die Eingebornen mir begegneten, so setzten sie sich in ehrfurchtsvoller Stellung.

Nach etlichen Tagen sah man Racketen aufsteigen, welche die Zurückkunft des Königs anzeigten. Allein von seinem Einzuge sahen wir nichts. Eine Mondesfinsterniß war Ursache, daß die Audienz aufgeschoben wurde; denn in einem solchen Falle liegen alle Geschäfte, und sie werden auf den folgenden Tag verschoben. Die Sternseher, die der König versammelt hatte, bestimmten den 30. August als den nächsten glücklichen Tag, und diesen wählte der König sogleich zur Audienz der Gesandtschaft.

Zwischen unserer Ankunft und der Audienz bey dem Könige verfloß eine geraume Zeit, diese benutzten wir Nachrichten über Birma und die Birmanen zu sammeln, welche wir hier den Lesern mittheilen wollen: Die Birmanen verehren den Gott Buddah; diesen erkennen selbst die Hindu als den neunten Abkömmling von dem allgemeinen göttlichen Erhalter. Er war ein Verbesserer der

heiligen Bücher, verboth ein lebendiges Wesen zu tödten oder Thiere zu schlachten. Die Religion des Buddah lehrte Gotma oder Gaudma; er war ein Weltweiser, welcher vor länger als 2300 Jahren lebte. Sein Bild, welches Gaudma genannt wird, wird so hoch verehrt, daß es in allen Ländern zwischen Bengalen und China für einerley mit dem Buddah gehalten wird. Er hat mehr Anhänger als Brama. Die Gesetze der Birmanen sind den indischen gleich, und haben dieselbe Benennung. Sie heißen auch bey ihnen wie in Hindostan Dherma-Sath oder Sastra, d. i. Gesetzbuch, und sind eigentlich Commentare des Gesetzgebers Menu.

Die Stadt Ummerapura hat vier Gerichtsbarkeiten, jede mit einem besondern Vorsteher (Magwuhn). Die Verhöre der Hauptverbrecher werden mit ihrem Gutachten an den Staatsrath geschickt; von diesem werden die Acten revidirt, und das Resultat dem König berichtet, welcher den Beklagten entweder begnadigt oder verurtheilt. Bey der Vollstreckung des Urtheils muß der Magwuhn immer zugegen seyn; der Anmasser einer ungebührenden Gewalt, oder der Verrätherey Schuldige hat schwere Strafen zu gewärtigen. Jener verwirkt das Leben nicht, der zum ersten Mahle stiehlt, außer wenn der Werth 600 Thaler übersteigt, oder Mord und Verlust der Glieder mit demselben verbunden ist. Allein der Dieb ist demungeachtet überhaupt überaus schwer bestraft; denn es wird ihm ein Kreis mit Schießpulver und Punctiren

in beyden Wangen eingerieben, und seine Brust ebenfalls mit dem Worte Dieb nebst Anzeige der gestohlenen Sache bezeichnet; wobey er sein Leben lang der Schande ausgesetzt ist. Beym zweyten Diebstahl verliert er einen Arm, und bey dem dritten das Leben. Die gewöhnliche Todesstrafe ist bey allen schweren Vergehen die Enthauptung.

Der König von Birma hält einen glänzenden Hofstaat; jedoch, obschon er zahlreich ist, so wird er durch die Menge der Personen nicht lästig, und macht nicht großen Aufwand. Der Staatsrath besteht aus vier Staatsministern, welche Wuhngies (Lastträger) heißen; dieser versammelt sich täglich von 12 — 4 Uhr im Pallast. Sie ertheilen den Staathaltern in den Provinzen die Befehle, führen die Oberaufsicht über jedes Landeskollegium; dem ungeachtet sind sie vom Könige abhängig, der unumschränkt herrschet. Außer ihnen sind 4 Staatsräthe (Wundacks), welche aber keine entscheidende Stimme haben. Vier andere Minister des Innern haben vielen Einfluß bey den Staatsgeschäften, und können sogar den Beschluß des Staatsraths aufheben. Sie haben zu allen Zeiten Zutritt bey dem Könige, welches Vorrecht, selbst der erste Minister (Wuhngie) nicht genießt. Von erblichen Stellen weiß man in Birma nichts.

Der Adel ist ziemlich zahlreich; er trägt als Zeichen eine Anzahl Ketten, deren mehrere oder mindere Zahl einen höhern oder niedrigern Rang bedeutet. Für den untersten Grad sind drey glatte, gewöhnliche Ketten vorgeschrieben, jedoch über 12 Ketten zu tragen

ist keinem Adeligen erlaubt; denn nur der König behängt sich mit 24 Ketten.

Die vornehmen Birmanen tragen ein langes Oberkleid von Sammt oder Atlas mit weiten Aermeln und offenen Kragen, welches bis auf die Füße herabfällt. Von den Schultern herab hängt über dieses Kleid eine Schärpe. Auf dem Kopfe tragen sie eine sammtne oder aus goldgestickten Zeugen bestehende Mütze, und die Ohren werden auch bey den Männern mit Ohrringen geziert. Jene von Stande tragen goldene, 6 Zoll lange Röhren von der Dicke eines Federkiels, und an deren Ende in Gestalt eines Sprachrohres. Auch stecken Andere eine zusammengerollte Goldplatte in die Ohren.

Der Kopfputz der Frauen besteht aus einem gestickten Bande, womit sie ihre oben zusammengebundenen Haare umgeben, und andern Zierathen. Ihr Hemde reicht nur bis an den Nabel, und ist hier zusammengezogen. Ueber dieses tragen sie eine weite Jacke, welche enge Aermeln hat. Um den Unterleib wird ein Stück Seidenzeug, welches bis auf die Füße reicht, zweymahl geschlungen und befestiget. Wenn sie ausgehen, nehmen sie einen seidenen Mantel um, welcher den Busen kreuzweise decket. Geringere Weiber haben nur ein viereckiges Stück Zeug um den Leib gewickelt, welches bis auf die Knöchel reicht, aber die Brust kaum bedeckt. Dieser Zeug ist vorne etwas offen, daher beym Gehen die Beine hervorkommen, so daß man den Schenkel bis auf die Hälfte sieht. Wenn Damen

sich in den Putz werfen, so färben sie die flache Hand und die Nägel mit rother Farbe, und bestreuen ihren Busen mit gepulvertem Sandelholz, oder mit der Rinde Sunnaka, womit sie sich auch das Gesicht reiben. Sowohl Frauen als Männer färben ihre Augenlieder und Zähne schwarz. Gemeine Leute und Arbeiter gehen nackt, und haben nur den Unterleib bedeckt.

Die Gesichtszüge der Birmanen haben mehr Aehnlichkeit mit den Chinesen, als mit den Indiern; die Weiber sind auch in den nördlichen Provinzen weißer als die Indianerinnen, diese sind aber zärter gebaut; sie haben schwarzes, grobes und langes Haar und sind gewöhnlich fett. Die Mannspersonen sind nicht groß, aber stark, gewandt, und haben, weil sie die Barthaare ausraufen, ein jugendliches Aussehen; Schenkel und Arme sind tätowirt. An Reinlichkeit stehen Männer und Weiber den Indiern nach. Die Arme der Mädchen erscheinen wie verrenkt; weil man ihnen in der Jugend dieselben zu viel verdreht.

Ehen werden ohne Geistlichkeit geschlossen, und zwar wenn beyde Theile ihr gehöriges Alter erreicht haben. Mehr als eine Frau darf nach dem Gesetze der Mann nicht haben, aber Beyschläferinnen so viele, als er will, welche aber nur die Dienerinnen der rechtmäßigen Frau sind. Wenn ein Vater ohne Hinterlassung eines Testaments stirbt, so erben nur die Kinder rechter Ehe, aber nicht zu gleichen Theilen; so lang dieselben nicht volljährig

sind, erbt die Witwe den vierten Theil, weil sie Vormünderinn der Kinder wird.

Die Leichenbegängnisse der Birmanen werden sehr feyerlich begangen. Auf einer Bahre wird der Todte langsam fortgetragen, welchem die Verwandten in Trauer folgen; vor der Bahre gehen gemiethete Weiber, welche Trauerlieder singen. Es wird zuvor ein Holzhaufen errichtet, die Bahre dann darauf gestellt, wobey die Priester um selben gehen, und Gebethe hersagen; dann wird der Haufen angezündet, und Alles zu Asche verbrannt. Der Ueberrest an Gebeinen wird sorgfältig gesammelt und vergraben. Personen von Stande werden einbalsamirt, und einige Monathe aufbewahrt; zur Einbalsamirung wird gewöhnlich Honig genommen. Die Armen verbrennt man wegen der Leichenkosten nicht; sie werden entweder so begraben, oder in den Fluß geworfen.

Im Reiche Birma sollen bey 8000 Städte, Flecken und Dörfer seyn, wobey die Provinz Arrakan nicht mitgerechnet ist. Beyde Provinzen enthalten bey 17 Millionen Seelen, wovon auf Birma allein 14 Millionen 400,000 kommen. Sie leben meistens in Ortschaften (Ruas) zusammen. Zum Kriegsdienste ist jeder Birmane verpflichtet; jedoch ist die Armee in Friedenszeiten nicht zahlreich. Sonst stellen in Kriegszeiten je drey bis vier Familien einen Mann, oder bezahlen statt desselben 300 Tackal. Die Waffen bekommen sie von der Regierung; die Familie, die einen Mann gestellt hat, muß für das Betragen ihres Verwandten

haften, daher sie auf das Sorgfältigste beobachtet wird; denn geht derselbe zum Feinde über, so wird die Frau, die Kinder und Aeltern des Schuldigen hingerichtet; auch seine Feigherzigkeit muß die Familie büßen.

Der König hat Garden zu Fuß und zu Pferde; das Fußvolk ist mit Flinten und Säbeln bewaffnet; die Reiter sind mit einem 7 — 8 Fuß langen Speer gerüstet. Siebenhundert vom Fußvolk halten die Wache im Schlosse, haben aber keine Uniform. Die Reiterey hat, wie überall im Morgenland kurze Steigbiegeln, und hält den Zügel lose. Sie haben einen engen Rock, dessen Schöße bis auf den halben Schenkel reichen, und ihre Füße sind bloß. Sie haben kleine Pferde, welche aber lebhaft und von guter Dauer sind, und was wider die Gewohnheit der östlichen Gegenden ist, werden sie wie bey uns verschnitten. Die Hauptkriegsmacht der Birmanen besteht in Kriegsfahrzeugen und Boote, die jede an einem Flusse gelegene Stadt nach ihrer Größe mehr oder weniger mit der nothwendigen Mannschaft stellen muß. Sie sind 80 bis 100 Fuß lang, aber nur 8 bis 10 Fuß breit. Jedes Boot hat 30 Mußketirer, und die nothwendigen Ruderer, welche mit einem Spieß und Säbel bewaffnet sind. Die Waffen der Birmanen bestehen aus Säbeln, Wurfspießen, Speeren und Armbrüsten. Selbst zum Fällen der Bäume bedient sich der Landmann der Säbel, so wie zum Hacken des Bambusrohrs, und zum Schutze gegen die wilden Thiere. Wenn er aus-

geht, hat er stets sein Seitengewehr, und nimmt auf Reisen sogar einen Schild mit.

Die Religion der Birmanen verbiethet ihnen Thiere zu tödten, das ist aber nur von den Hausthieren zu verstehen; dem Wilde und andern Thieren stellen sie desto mehr nach, und die niederen Volksklassen nähren sich auch von Schlangen, Eidechsen und Guanas; besonders sind ihnen die Vegetabilien willkommen.

Die Temperatur in Birma ist weder zu sehr heiß, noch zu kalt; und die ungewöhnliche Hitze vor der Regenzeit ist von kurzer Dauer, daher sie wenig Beschwerden verursacht. Der nördliche Landstrich von Birma ist gebirgig, die südlichen Theile des Landes hingegen eben, deren Boden einen trefflichen Reis erzeugt; überhaupt sind die Ebenen und Thäler in der Nähe des großen Flusses ungemein fruchtbar; eine Menge indischer Getreidearten, Indigo, Baumwolle, Zuckerrohr, Tabak und andere tropische Früchte wachsen hier vortrefflich. Auch findet man hier alle indischen Holzarten außer dem Teckabaum. — Mineralien gibt es hier so wie in Ava in Menge. Die Gold- und Silberminen befinden sich an der chinesischen Gränze 6 Tagreisen von Banuo. Auch das Gebirge Wubulutahn nahe bey dem Kinduem-Flusse enthält dergleichen Minen nebst Rubinen und Saphiren. In Ava findet man viele Amethisten, Granaten, Chrisoliten, Jaspis und Magnete, aber keine Diamanten und Smaragden. Birma hat an Eisen, Zinn, Bley, Kupfer u. s. w. einen

großen Ueberfluß. Auch Marmorbrüche findet man in der Nähe der Hauptstadt. Diese Steinart wird für heilig gehalten; denn die Bildnisse des Gaudma werden daraus verfertigt; auch ist die Ausfuhr dieses Gesteins ohne allerhöchste Bewilligung verbothen.

Den ansehnlichsten Handel treibt die Hauptstadt mit der chinesischen Landschaft Yunan. Den Handel der Hauptstadt mit den südlichen Provinzen befördert der große Fluß, welcher das ganze Reich durchströmt. Die Birmanen haben kein gemünztes Geld, wie die Chinesen; ihre Landesmünze besteht aus Silberbarren und kleinen Stücken, deren Werth nach der Feinheit und Gewicht bestimmt wird, welchen die Einwohner sehr geschickt zu beurtheilen wissen. Ihre Rechnung geschieht nach Dezimalen. Der Birmane ist seinem Charakter nach lebhaft, neugierig, ungeduldig und wie der Neapolitaner leicht aufzubringen. Die Weiber werden nicht in Harems verschlossen, wie in Hindostan, sondern können frey umhergehen; doch ist bey ihnen die Frau ein geringeres Geschöpf als der Mann; sogar vor Gericht ist das Zeugniß einer Frau weniger gültig, als das männliche; sie darf nicht einmahl in die Gerichtsstube gelassen werden, sondern muß ihr Zeugniß außerhalb derselben ablegen. Es herrscht noch in der niedrigsten Volksklasse der Gebrauch, ihre Weiber an Fremde zu verkaufen. Keine Frau darf aber nach dem Gesetze aus dem Lande geführt werden; auch Mädchen mit ei-

ner birmanischen Frau erzeugt, dürfen nicht auswandern; den Männern aber steht es frey.

Die Frauen sind, wenn sie auch vom vornehmen Stande sind, sehr häuslich und immer beschäftigt; ihre Dienstbothen arbeiten am Webestuhl, worüber sie die Aufsicht führen. Die gewöhnliche Beschäftigung aller birmanischen Frauen ist die Verfertigung des zum Hausgebrauch erforderlichen Baumwollen- und Seidenzeuges.

Was wir in Hindostan fanden, sahen wir auch hier auf unsern Wanderungen und Spaziergängen; nähmlich Vögel und Thiere aller Art; jedoch war uns unter den vierfüßigen Thieren der Ichnevmon eine seltene Erscheinung. Die Elephanten sind eigentlich in Pegu zu Hause, doch findet man sie auch in einigen Distrikten dieses Landes. Unter den Titeln, die der Beherrscher von Birma führt, ist auch jenes: Herr des weißen Elephanten und aller Elephanten in der Welt.

Die Zeiteintheilung der Birmanen ist folgende: Charazi ist die Zeit, in welcher man einen Finger erhebt und niederdrückt; zehn Charazi machen einen Piaan, und 6 Piaan eine Minute aus. Der Tag fängt um Mittag an, und hat 24 Stunden; drey Stunden machen ein Yettin aus. Diese Zeiteintheilung wird durch eine Art Stundenglas angezeigt, welches man in ein mit Wasser angefülltes Gefäß setzt. Sobald die bestimmte Zeit verstreicht, wird dieses durch einen Schlag auf einer länglichen Trommel bekannt gemacht. Dergleichen Zeitmesser muß jede Magistratsperson neben ihrer Wohnung haben.

Sie theilen das Jahr wie wir in 12 Monathe, ihr Monath aber ist bald 29 bald 30 Tage abwechselnd lang. Die Birmanen zählen von dem ersten Tage des zunehmenden Mondes bis zum wirklichen Vollmonde, und von diesem wieder nach dem ersten, zweyten, dritten Tage des abnehmenden Mondes. Jeder Monath besteht aus 4 Wochen, und jede Woche aus 7 Tagen, und jeder Tag hat einen besondern Nahmen. Die Feyertage der Birmanen sind am 8ten Tag des zunehmenden, am 15ten als den Tag des Voll-Mondes, und am letzten Tag des Monaths; an welchen Tagen alle Geschäfte und Arbeiten ruhen, in welchen auch die Frommen vom Auf- bis Untergang der Sonne fasten.

Die Birmanen lieben sehr die Musik; sie nennen sie die Sprache der Götter; und sie wird noch stärker als in Hindostan betrieben. Auch die Dichtkunst hat bey ihnen großen Anwerth; ihre Gedichte sind melodisch und dem Ohre angenehm, und bestehen aus Reimen, die bald abwechseln, bald einander folgen. Das Alphabet der Birmanen hat 33 Buchstaben; und sie schreiben wie wir von der Linken zur Rechten. Ihr Papier besteht, wie das indische, aus Palmyrablättern, worauf man die Buchstaben mit einem Griffel eingräbt, und die in Bücher gebunden werden. Sammlungen von Büchern hat jedes Kloster, sie werden in lakirten Kisten verwahrt. Heilige Bücher pflegen sie auf dünnen, gepreßten Bambusstreifen zu schreiben, die auf der Oberfläche fein geglättet sind. Sie werden zuerst vergoldet, und dann die heiligen Buchstaben mit

schwarzem glänzenden Firniß darauf gemahlt. Am Rande der Blätter, welcher einen rothen, grünen oder schwarzen Grund hat, werden goldene Figuren und Blumen angebracht.

Es fiel seit unserer Ankunft bis zu dem zur feyerlichen Einführung bestimmten Tag (am 30. August) nichts Merkwürdiges vor. Alles, was das Land zu unserer Bequemlichkeit gewähren konnte, stand für uns bereit. Der Hof betrug sich gegen mich, in meinem öffentlichen Charakter, sehr stolz; sonst aber als Privatmann sorgte man auf alle mögliche Art für meine Sicherheit und Bequemlichkeit.

Wir bathen um die Erlaubniß astronomische Beobachtungen zu machen, die wir sogleich erhielten. Der König war noch so gnädig fragen zu lassen, wann nach unserer Berechnung die Mondesfinsterniß, die wir erwarten, eintreten, und welche Seite des Mondes verdunkelt werden würde? Beyde Fragen wurden von Herrn Wood beantwortet. Nach der Zeit erfuhren wir, daß der König, welcher nicht geringe astronomische Kenntnisse besitzt, die Angaben desselben mit seinen eigenen Beobachtungen verglichen habe, und nur einen unbedeutenden Unterschied in dem Maße des zu verfinsternden Mondabschnittes gefunden hatte. Die Vornehmen achteten Herrn Wood deßhalb sehr; allein dem Pöbel war er zum Schrecken; weil sie seine Telescope und die astronomische Uhr für Zaubergeräthschaften, und ihn selbst für einen Zauberer hielten. Bey dieser Gelegenheit erhielten wir

zahlreiche Besuche, und damit auch manche Geschenke. Die Vornehmen wurden dagegen von mir mit Thee und Confecturen bewirthet. Es fiel mir jedoch auf, daß kein einziger Staatsbeamter sich bey uns sehen ließ, ausgenommen der Wuhndok, welcher zu Pagham mir entgegen kam. Der König verlangte Einiges von unserm Mahler verfertigen zu lassen, welches sehr zu seiner Zufriedenheit ausfiel.

Es ist in Birma die eingeführte Sitte, daß, wenn ein fremder Staat einen öffentlichen Gesandten an diesen Hof abfertigt, der Gouverneur jener Provinz, wo der Gesandte zuerst das Land betritt, für seine sichere Reise nach der Hauptstadt, so wie auch für seine Bequemlichkeit sorgen muß, und zwar so lange derselbe im Lande sich aufhält. Oft muß er diesen Dienst persönlich leisten, wie es bey der englischen Gesandtschaft der Fall war. Ich wünschte, ehe der Tag unseres öffentlichen Einzuges in die Hauptstadt Ummerapura herankam, etwas über das dabey übliche Ceremoniel zu erfahren, und welchen Rang man dem Gesandten des Generalgouverneurs von Indien einräumet; und als ich erfuhr, daß auch die chinesischen Deputirten an dem nähmlichen Tage sollten vorgestellet werden, so drang ich auf die Ehre des Vorranges. Nachdem ich eine bestimmte Auskunft darüber wiederhohlt forderte, so versicherte man mir, ich würde mit dem Adel des Hofes gleichen Rang, und vor den Chinesen den Vortritt erhalten.

Ein Tag vor der feyerlichen Audienz, am 20. August, wurde ich durch eine Bothschaft befragt, wie groß die Anzahl der Personen sey, die ich mitbringen würde, mit der Bitte, zu bestimmen, von welchem Range jede Person, besonders aber der Dolmetscher und der Mahler sey. Zugleich meldete man mir, daß es nicht üblich sey, bewaffnete Personen in den Pallast aufzunehmen. Noch spät am Abende wurde mir gesagt, daß Dr. Buchanan bey der Audienz nicht in den großen Rathssaal eintreten dürfe; weil die Aerzte in Birma nicht die Achtung als unter uns genößen. Mit vieler Mühe gelang es mir endlich die Birmanen zu überzeugen, daß in Europa die Aerzte von den Fürsten hoch geschätzt würden, und daß sie eine der achtungsvollsten Stellen in der Gesellschaft einnehmen. Endlich drang diese Vorstellung durch, jedoch unter der Bedingniß, daß er zu Pferde bey dem Einzuge erscheinen müsse, indem nur Personen vom ersten Range Elephanten zu gebrauchen erlaubt sey.

Wir suchten nun unsere Geschenke in Ordnung zu bringen. Sie zeichneten sich an Pracht und Schönheit aus; es waren darunter theils europäische theils indische Artikel, nähmlich: Spiegeln, geschliffene Gläser, Tücher, Gewehre, gestickte Musselinne und indische Seidenzeuge von ausgesuchter Güte und Feinheit. Es befand sich unter andern, als ein besonderes Geschenk des Generalgouverneurs Sir John Schore an den König, ein Sanskrit-Manuscript in einem goldenen Kästchen, ferner

eine Elektrisirmaschine, deren Wirkungen Einigen nicht unbekannt waren.

Am 30. August schifften wir die Geschenke ein, und begaben uns an das Ufer des See's. Es begleiteten uns Baba Schihn, der Secretär und einige geringere Officianten. Zu gleicher Zeit näherten sich auch die chinesischen Deputirten. Drey ziemlich große Kriegsfahrzeuge waren am Ufer zu unserem Empfange bereit; sie hatten aber keine Verzierung oder Vergoldung. Wir brauchten 20 Minuten um über den See zu rudern, und am jenseitigen Ufer stand eine Menge Menschen, um uns landen zu sehen. Am Landungsorte standen drey Elephanten und einige Pferde für uns bereit, und einige geringe Officiere in Ceremonienkleidern und Mützen erwarteten uns. Die Leute vom Stande im Königreiche Birma pflegen ihre Elephanten selbst zu lenken, und sitzen ihm, wie die Treiber in Indien auf dem Hals. Weil ich aber dieser Kunst nicht mächtig war, so mußte ich auf dem Rücken des Elephanten mit einem unansehnlichen Sitze vorlieb nehmen.

Hier lassen die Treiber die Elephanten nicht niederknien, sondern lenken sie an ein Gerüst, welches auch hier der Fall war. Wir stiegen also auf das für uns ausdrücklich aufgeführte Gerüst. Auch die chinesischen Deputirten waren mit Elephanten versehen. Dr. Buchanan und Herr Wood ritten schöne, muthige Pferde, welche besseres Geschirr als die Elephanten hatten. Die Erlaubniß zum Reiten erhielten auch mein Dolmetscher und

der Mahler; allein alle vier bedienten sich der englischen Sättel, welche mitgebracht wurden, weil die birmanischen Sättel unbequem sind. Die Dienerschaft ging der Gesandtschaft zwey und zwey an jeder Seite, und mehrere Polizeydiener hielten mit weißen Stäben den Zudrang der Menschen auf.

Nachdem wir ziemlich lang geritten waren, kamen wir in eine schöne, breite, mit Backsteinen gepflasterte Straße. An beyden Seiten standen niedrige von Holz erbaute Häuser, mit Ziegeln gedeckt, und geziert mit Blumen und Baumzweigen. In den Kaufläden lagen die besten Waren zur Schau. Jedes Haus hatte einen leichten Zaun vor dasselbe aus Bambusrohr, welcher vier Fuß in die Straße heraus sich erstreckte. Vom Dache jedes Hauses bis zum Zaun war ein Schirmdach von Bambusmatten ausgebreitet, worunter eine Menge Volk stand. Auch die Straßen waren gedrängt voll Menschen, und so wie wir ihnen nahe kamen, setzten sie sich auf die Fersen, in welcher ehrerbiethigen Stellung sie so lange verblieben, bis wir vorbey geritten waren. Ungeachtet der so großen Menge, herrschte durchaus die größte Stille und Ruhe; auch lief Niemand dem Zuge nach. Unweit des Forts kamen wir in eine kleine Straße, die ganz von Goldschmieden bewohnt war; sie hatten ihre Goldwaren in offenen Verschlägen vor den Häusern zur Schau gelegt. Vom Landungsorte bis zu dieser Gasse schätze ich die Entfernung auf zwey englische Meilen.

Nun gingen wir über den Graben der Festung, und gleich darauf durch das westliche Thor in die Festung selbst. Wir bemerkten wenig Unterschied zwischen den Häusern in derselben und denen in der Stadt; nur daß die Wohnungen der Prinzen und Vornehmen mit einer hölzernen Planke umgeben waren, welche einen Hof umschloß. Nachdem wir zwey kleine Straßen passirt waren, welche zum Pallast führen, mußten wir absteigen, und zu Fuß unsern Zug fortsetzen. Am obern Ende einer kleinen Straße, wurden wir vom Ceremonienmeister gebethen anzuhalten, und die Residenz des Königs durch eine kleine Verbeugung des Körpers zu begrüßen, indem wir dabey die Hand zum Kopf erheben mußten. Diese Ceremonie wurde einige hundert Schritte weiter wiederhohlt. Wir gelangten endlich zum Audienzsaale, welcher 4 Fuß über der Erde erhoben, und von allen Seiten offen war. Als wir in diese ziemlich hohe Halle traten, zogen wir unsere Schuhe aus, und setzten uns auf Teppichen nieder, indem wir das Gesicht nach dem Thore des Pallastes richteten. Auch die Geschenke wurden hingestellt. Auf der andern Seite setzten sich die chinesischen Deputirten nieder.

Wir mußten so lange warten, bis alle Prinzen von Geburt angekommen waren. Es kam bald darauf der Prinz von Pegahm, welcher von den Söhnen des Königs der geringste im Range ist. Er ritt einen sehr schönen Elephanten, auf einer goldgestickten Scharlachdecke, den er selbst lenkte. Ein Diener hinter ihm saß auf dem Rü-

cken desselben, und hielt ihm einen vergoldeten Sonnenschirm über den Kopf. Voran gingen bey 50 Musketire, diesen folgte eine Anzahl Männer mit Speeren, deren Spitzen vergoldet und mit goldenen Troddeln behängt waren. Hinter diesen folgten 8 Offiziànten seines Hofstabes mit gestickten Mützen, goldenen Ketten, welche von der linken Schulter nach der rechten Seite hingen, und in sammtnen Kleidern. Diese Letzteren gingen unmittelbar vor dem Elephanten des Prinzen. Den Zug schloß der Staatspalankin und ein Trupp Speerträger. Als er beym Thore angelangt war, überließ derselbe einem seiner Leute den eisernen Hacken, mit welchem er seinen Elephanten lenkte; weil nichts, was Waffenähnliches ist, in das Innere des königlichen Pallastes gebracht werden darf. Die Begleitung des Prinzen blieb außerhalb des Thores. In einem ziemlich ähnlichen Aufzuge folgten diesem Prinzen noch drey andere. Als die große Trommel auf einem hohen Thurme nahe am Pallaste 12 Uhr ankündigte, erschien auch der Thronerbe mit einer großen und außerordentlich prächtigen Begleitung. Er saß in einem offenen Palankin, den Leute auf den Schultern trugen. Ein Edelmann an der Seite hielt einen großen goldreichen Fächer, womit er den Prinzen gegen die Sonne schützte. Sechs Zeichendeuter von Cassay aus der Kaste der Braminen gingen ihm, mit weißen Kleidern und Mützen angethan, die mit goldenen Sternen besäet waren, an der Seite. Gleich hinter ihm wurde seine goldene Beteldose

und seine Wasserflasche von Dienern getragen. Bey diesem Aufzuge herrschte überall das tiefste Stillschweigen und die größte Ruhe; man bemerkte auch dabey die größte Ordnung und Anständigkeit. Nachdem der Kronprinz vorüber war, mußten wir nun auch aufbrechen. Unter Weges wurden wir vom Ceremonienmeister, und zwar auf eine sehr unhöfliche Art genöthigt, überflüssige Verbeugungen zu machen. Ich beschwerte mich darüber ohne Erfolg. Wie wir uns dem Thore näherten, mußten wir sogar die Schuhe ausziehen, und der größte Theil unserer Begleitung zurückbleiben. Wir kamen nun zu einem großen Platze, in welchem der Rath- und Audienzsaal sich befand. In diesem nähmlichen Platze ist ein anderer mit einer Mauer umgebener Platz, worin der Palast und alle dazu gehörigen Gebäude sich befinden. Auf dem ersten Platze producirten sich Luftspringer unter freyem Himmel, und Tänzerinnen tanzten nach dem Schalle einer unangenehm gellenden Musik. Mehrere Stufen führten zu einem prächtigen offenen Saal, worin der ganze Hof in der größten Pracht versammelt war. Der Saal bestand aus 77 Pfeilern, die 11 Reihen jede von 7 Säulen bildeten. Die Weite jeder Reihe betrug zwölf Fuß, somit war der Saal 24 Klafter breit. Auch die Decke des Gebäudes hatte mehrere Absätze, deren mittlerer der höchste war; dieser Theil stützte sich auf die zwey höchsten Säulenreihen von 35 — 40 Fuß; die andern Säulenreihen nahmen allmählig ab, so wie die Dachabsätze niedriger wurden. Ein

hohes vergoldetes Gitter. ging am obern Ende des Saales quer durch das ganze Gebäude; in dessen Mitte war eine goldene Thür, welche, wenn sie geöffnet wird, den Thron sehen läßt. Am Gitter, 4 Fuß hoch vom Boden, ist eine vergoldete Balustrade, an welcher die Zeichen der königlichen Würde, Sonnenschirme ꝛc. hängen. So wie die königliche Farbe weiß ist, so waren auch die Sonnenschirme von weiß seidenen Zeugen gefertigt, welche reiche Stickereyen hatten.

Alle Prinzen und der vornehmste Adel saßen hier mit untergeschlagenen Beinen. Nahe dem Throne saßen die Prinzen von Geblüt nebst den großen Staatsbeamten. Der Kronprinz saß auf einem acht Zoll hohen Schemel, und die übrigen Prinzen auf feinen Matten. Der Raum zwischen den mittelsten Säulen, welcher dem Throne gegenüber ist, muß leer gelassen werden, und zwar darum: damit der König nicht genöthigt sey diejenigen anzusehen, die er mit seinen Blicken nicht beehren will. Wir standen neben diesen leeren Raum. Es wurde uns nun angedeutet, uns ebenfalls wie die Uebrigen zu setzen, welches uns jedoch mit großer Anstrengung und dennoch ungeschickt gelang. Acht Braminen erschienen dann in weißen Kleidern und weißen mit Gold gestickten Mützen am Fuße des Thrones innerhalb des Geländers, und sangen ein langes Gebeth ab. Nachdem sie sich entfernt hatten, wurde der Brief des Generalgouverneurs auf einem großen Teller vor dem Gitter hingestellt. Nun trat Einer auf den unbe-

setzten Raum hervor, beugte sich und berührte drey Mahl mit der Stirn die Erde, und las dann eine Uebersetzung des Briefes in birmanischer Sprache vor. Darauf las er auch laut das Verzeichniß der Geschenke an den König, wiederhohlte seine Verbeugungen, und entfernte sich. Dann kam ein Hofbedienter, und legte mir eine Frage im Nahmen des Königs vor; noch erhaltener Antwort ging er hinweg, gleichsam um dem Könige die Antwort zu überbringen. Bald darauf kam er wieder, und gab mir eine andere Frage. Seine Fragen waren: Wie lange ist es, daß ihr von dem weit entfernten Lande angekommen seyd? Wie lautete die letzte Nachricht eures Königs und der Königinn; befanden sie sich wohl? Hatte England Krieg oder Frieden mit andern Mächten; befand sich euer Vaterland in einem Zustande der Unruhe? Auf diese letzte Frage äußerte ich mich in persischer Sprache, daß England mit Frankreich in Krieg verwickelt sey, dessen Schauplatz das feste Land von Europa wäre, England selbst aber in vollkommener Ruhe sich befinde. Wir erhielten keine weiteren Fragen, die Chinesen gar keine. Bald darauf wurden wir mit verschiedenerley birmanischen und chinesischen Confecturen bewirthet. Alles wurde auf Silber, Porzellän und Glas servirt. Das Wenige, was wir kosteten, war sehr schmackhaft. Die Hofleute bewegten sich nicht von ihren Plätzen, und nahmen nichts davon. Es wurde uns nach einer halben Stunde gemeldet, daß wir aufbrechen sollten, ohne den Kö-

nig gesehen zu haben, welches mir sehr unerwartet kam.

Beym Verlassen des Audienzsaales wurden wir von dem Ceremonienmeister ersucht, drey Verbeugungen nach dem Throne hin zu machen. Wir wurden nach dem ersten Saale zurückgeführt, wo wir so lange warten mußten, bis die Prinzen ihre Elephanten bestiegen hatten; weil die Etiquette es nicht erlaubte, bey solchen Gelegenheiten vor der königlichen Familie aufzusteigen. Als sich nun die königliche Familie entfernt hatte, zogen wir auch nach Hause, jedoch ritten die chinesischen Gesandten, welche auf dem Hinwege hinter uns kamen, auf dem Rückwege vor uns.

Am 31. August, bekam ich die Erlaubniß, da die öffentliche Vorstellung vorüber war, Elephanten und Pferde zu unserer Belustigung und zur Besehung der Merkwürdigkeiten fordern zu dürfen. Auch wurde uns gemeldet, daß der Kronprinz am folgenden Tage uns erwarte. Ich äußerte mich, daß ich die bestimmtesten Versicherungen haben müsse, daß man die Formalitäten, die am vorhergehenden Tage verletzt wurden, bey dieser Gelegenheit besser beobachten würde. Ich beklagte mich über das Benehmen des Ceremonienmeisters, und verlangte ausdrücklich zu wissen, ob der Kronprinz persönlich zugegen seyn werde. Man beruhigte mich durch ihre Versicherungen vollkommen. Da es hier üblich ist, daß fremde Gesandte einem jeden von der königlichen Familie irgend eine Seltenheit oder etwas von den Fabrikaten ihres Landes überrei-

chen, so befolgte ich diesen Gebrauch. Auf ähnliche Art werden auch die vornehmsten Minister und Hofbediente beehret.

Dieselbe Ordnung, die wir das erste Mahl beobachteten, hatten wir auch bei dem Besuche des Kronprinzen, als wir durch die Stadt zogen, befolgt. Bey hundert Schritte von der Mauer, die den Palast des Prinzen umgibt, machten wir Halt, und begaben uns in den Versammlungssaal. Das Ceremoniel war dem des vorhergehenden Tages ziemlich gleich. Nach Beendigung der Feyerlichkeiten in dem Pallaste des Erbprinzen, machten wir einen Besuch bey der Mutter der regierenden Königinn M a d e p r a h. Sie wohnte in der Nähe des königlichen Schlosses, in einem schönen Gebäude, welches in der Mitte eines mit Staketen umgebenen Hofes lag. Wir stiegen vor dem Thore ab, zogen an der Treppe unsere Schuhe aus, und verfügten uns in einen schönen Saal, welcher mit mehreren Säulenreihen geschmückt war. Am Ende des Saales war ein großes Kissen von blauem Sammt mit goldenen Franzen unter einem Thronhimmel, welches auf Teppichen lag und mit Musselin bedeckt war. Um das Geländer saßen Männer, besonders aber waren Frauenzimmer zahlreich. Bey unserem Eintritt wurde uns ein Platz eingeräumt, der dem Kissen gegenüber war. Gleich darauf kam aus einem innern Gemach die alte Dame, und ging langsam nach dem benannten erhabenen Sitze, unterstützt von zwey Dienerinnen, eine dritte trug ihre Schleppe. Sie hatte keinen

Kopfputz, und ihr langes Silberhaar hing frey auf den Schultern; sie war in ein langes Gewand von weißen Musselin gehüllt, darüber hing eine Florschärpe mit goldenen Blümchen über ihre Schultern. Sie setzte sich auf das Kissen, und ihre schön gekleideten Aufwärterinnen knieten auf beyden Seiten, und wehten ihr mit vergoldeten Fächern Kühlung zu. Als sie eintrat, verbeugten sich alle Anwesenden. Der Ceremonienmeister kündigte dann mit lauter Stimme, was ich ihr zum Geschenke gebracht habe, nähmlich: eine Schnur Perlen und feine Musseline. Sie war außerordentlich freundlich und betrachtete uns Engländer mit großer Aufmerksamkeit. Sie fragte nach unserem Befinden, Nahmen und Alter, und äußerte sich, sehr herablassend, sie würde für uns bethen, daß wir so alt würden, als sie, indem sie hinzusetzte, sie sey bereits 72 Jahre alt. Niemand von den Prinzen oder Ministern war zugegen. Als sie sich entfernt hatte, bewirthete man uns mit Confecturen und vortrefflichen Früchten.

Nach der Rangordnung besuchten wir an den beyden folgenden Tagen die Prinzen von Prome, von Bassien, von Tongo und von Pegahm. Diese Benennungen führen sie von den ihnen angewiesenen Provinzen. Am dritten Tage, als unsere Besuche bey der königlichen Familie beendiget waren, besuchten wir die königliche Bibliothek. Sie liegt in der Mitte eines gepflasterten Hofes in dem nordwest liegenden Winkel des Forts, neben einem Kloster, welches wir zuerst besuchten. Das reich

vergoldete Gebäude desselben war weit und ansehnlich. Decke, Wände und Säulen waren mit Goldblättchen bedeckt, vorzüglich prangte das Bild des Gaudma im herrlichsten Glanze. Auf den verschiedentlich abgetheilten Wänden waren Figuren von Göttern minderen Ranges abgebildet, wobey Priester in anbethender Stellung liegend zu sehen waren. Alles dieses war Schnitzwerk von erhabener Arbeit, welches keine geringe Kunst verrieth. Jedes Feld der Wand war von einem Kranz aus Laubwerk von gleicher Arbeit umgeben. Das Bild des Gaudma war groß und in Marmor gehauen. Er saß auf einem vergoldeten Fußgestelle; vor ihm stand ein Armleuchter von schön geschliffenem Glase aus einer europäischen Fabrik. Unweit dem Bilde stand ein vergoldetes Ruhebett, welches das Lager des obersten birmanischen Priesters ist, wenn er die Nacht dort verweilt; was jedoch sehr selten geschieht. Obschon dasselbe prächtig vergoldet war, so war es doch nur von Holz sammt den Kissen; denn ein birmanischer Geistlicher erlaubt sich kaum eine Matte auf die Erde zum Schlafe auszubreiten.

Die Bibliothek selbst ist ein großes Gebäude aus Backsteinen, hat ein Dach von sehr zusammengesetzter Bauart, und steht auf einer Terasse. Sie besteht aus einem großen viereckigten Zimmer, und hat eine Gallerie, die rings umher läuft. Wir konnten von der Gallerie deutlich sehen, was darin enthalten war; denn das Zimmer selbst war verschlossen. Es standen längs der Wand in zierlicher Ordnung große, lackirte Kisten mit Vergol-

dung. Die Bücher waren klassifizirt, und der Inhalt jedes Kastens mit goldenen Buchstaben auf den Deckel geschrieben. Der Bibliothekar öffnete zwey dieser Kisten, die auf der Gallerie standen; es waren sehr schöne Schriften auf dünnen, elfenbeinernen Blättern darin; die Ränder waren mit gearbeiteten goldenen Blumen geziert. Auch Bücher, die in der Palli- oder religösen Sprache geschrieben waren, sah ich darunter. Die meisten Bücher enthielten theologische Gegenstände; doch hatten auch Dichtkunst, Musik, Mahlerey, Geschichte, Medizin ihre eigenen Fächer, welche Fach- und Bändeweis numerirt waren.

Ich besuchte mit meinem gewöhnlichen Gefolge am 6. September den Oberpriester des ganzen birmanischen Reiches. Wir kamen in einen geräumigen, mit einer Ziegelmauer umgebenen Hof, in dessen Mitte ein Kloster stand. Sowohl die seltsame Bauart, als auch die Menge des dabey verschwendeten Goldes zeichnete denselben vor allen aus. Das Gebäude war ganz von Holz; es hatte mehrere Dächer, die sich in 5 verschiedenen Stockwerken darüber erhoben, wovon jedes eine schön geschnitzte und reich vergoldete Einfassung hatte, und bis zum Gibel allmählig kleiner wurden. Das Haus stand auf einer Erhöhung von 12 Fuß, und ruhete auf 125 großen hölzernen Pfählen, die die ganze ungeheure Last trugen. Als wir die Treppe hinanstiegen überraschte uns die Pracht des Innern über die Maßen. Ein mit vielen Figuren und Arabesken geschnitztes und vergoldetes Gelän-

der ging um den erhöhten Platz herum. Eben so zog sich innerhalb des Gebäudes eine breite Gallerie rings herum. Im Innern war eine hohe, prächtige, von mehreren Reihen stolzer Pfeiler gestützte Zelle von einem Geländer umgeben. Die Säulen der mittelsten Reihen, welche 50 Fuß Höhe hatten, waren ganz vergoldet, nur unten 4 Fuß vom Boden waren sie reich lakirt. Ein vergoldetes Gitterwerk von 20 Fuß Höhe in der Mitte des Saals theilte den ganzen Raum in zwey Theile. Es waren bey 100 Säulen, jede stand abwechselnd 12 bis 16 Fuß von einander. In der Mitte der Abtheilung war auf einem goldenen Throne sitzend ein marmornes Gaudma-Bild angebracht. Vor diesem Götzenbilde sahen wir den obersten Priester auf einem Atlas-Teppich an einer Säule gelehnet. Priester machten um ihn herum einen Kreis, und er unterschied sich von ihnen nur durch seine aufrechte Stellung, während jene ehrerbiethig gebückt mit gefalteten Händen um ihn saßen. Als wir in den Saal traten, warfen sich die Birmanen und Chinesen vor dem Gaudma nieder, dann knieten sie hin, und bezeigten dem heiligen Manne die gebührende Ehrfurcht. Wir wurden vom Hohenpriester mit vieler Höflichkeit empfangen; er war sehr lebhaft und zuvorkommend; war auch ziemlich wohl genährt, jovial und bey 35 Jahre alt. Ich übergab ihm das übliche Geschenk, welches aus einem Stücke gelben Tuches, etwas Sandelholz und einigen mit Goldblättchen belegten Wachslichtern bestand. Ich wurde über Verschiedenes befragt; über

England, wie lang die Reise von dort bis nach Indien dauert 2c. Auf meine Antworten erwiederte er mit Verwunderung: wir wären ein außerordentliches Volk, daß wir so weit von unserer Heimath umher wandelten. Meinerseits äußerte ich mein Erstaunen über die Pracht dieses Tempels. Er erwiederte aber, daß seine Aufmerksamkeit nicht auf solche irdische Dinge gerichtet seye, da er hier auf Erden nur ein Einsiedler wäre. Als ich ihn um sein Gebeth ersuchte, antwortete er: er bethe täglich für die Glückseligkeit des ganzen Menschengeschlechtes; dennoch wolle er uns dem besondern Schutze des Gaudma empfehlen. Ueber unseren Anzug machte er einige Bemerkungen, wobey er sogar lächelte, welches für eine Person von solcher Würde eine ungewöhnliche Herablassung war. Wir empfahlen uns ohne viele Umstände, bestiegen unsere Elephanten, und ritten auf einem breiten Wege nach einer großen Ebene, welche sich ununterbrochen bis auf ein zwölf Meilen entferntes Gebirg erstreckte. Auf dieser Ebene liegen hin und wieder Tempel, Dörfer und andere Landhäuser zerstreut. Weiter gegen das Gebirge hin vermehrten sich die geistlichen Gebäude dermaßen, daß wir sie nicht mehr zählen konnten. Wir besuchten mehrere prächtige Tempel, womit wir die Zeit sehr angenehm zubrachten.

Auf die von mir vorgelegten Handelsvorschläge hatte sich bereits öfters der Staatsrath versammelt; doch wurden meine Entwürfe von hinterlistigen Menschen durch heimliche Ränke zu verei-

teln gesucht. Auch ward mir hinterbracht, daß man dem birmanischen Hofe vorgestellt habe: weil die Regierung von Bengalen nur eine Provinzialregierung, und der Generalgouverneur nur ein Unterthan des Königs von England wäre, es unter seiner Würde sey, mit einer subalternen Macht auf gleichen Fuß in Unterhandlungen zu treten. Dazu kam noch, daß ein französisches Schiff ungünstige Nachrichten von der Lage der Dinge in Europa brachte. Die Franzosen hielten zu Ranguhn einen Emissär von geringer Bedeutung, dieser theilte dem birmanischen Hofe diese Nachrichten mit, welche leicht Glauben fanden. Hier war nun lange Zögerung bedenklich; ich drang also auf eine Antwort der im Conseil vorgelegten Puncte, und ließ sagen, daß meine Regierung mich beauftragt habe, meine Rückreise baldmöglichst anzutreten. Man hinterbrachte mir hierauf die Antwort, daß die Geschenke des Königs für Bengalen den 19. in Bereitschaft seyn werden, und am selbigen Tage unsere Geschäfte definitiv abgehandelt werden würden, wornach auch der Tag der Abreise bestimmt werden könnte.

Am 19. September begab ich mich in den Staatsrath, wo alle Anwesenden in Ceremonienkleidern waren. In unserer Anwesenheit brachte man uns die Geschenke in drey ziemlich großen Kisten, welche mit rothem Tuche überzogen waren, nebst zwey Elephantenzähnen, die für die englische Regierung bestimmt waren. Ich erhielt zwey große Ringe als ein Zeichen der königlichen Gnade.

Herr Buchanan und Herr Wood bekamen jeder einen Ring. Nachdem die Ceremonie beendigt war, fragte ich, und zwar in birmanischer Sprache: warum der König uns eine persönliche Audienz verweigert habe, da doch den Gesandten aller souverainen Staaten dieß zugestanden würde. Man erwiederte mir so zweydeutig, daß ich nicht klug daraus werden konnte. Dann wurde mir zu verstehen gegeben, daß ich den Prinzen von Geblüt vor der Abreise noch ein Mahl meine Aufwartung machen müßte, um die Geschenke von ihnen zu empfangen. Als ich mich aber bey dem Kronprinzen anmelden ließ, ließ er sich entschuldigen wegen der Unpäßlichkeit seiner Gemahlinn; doch sollte ich mich nach seinem Pallaste verfügen, da könnte ich oder jemand Anderer die Geschenke in Empfang nehmen. Auf dieß ließ ich ihm sagen, daß ich den Herrn Wood schicken werde. Als ich mich beym Prinzen von Prome melden ließ, erhielt ich auf meine Anfrage gar keine Antwort. Noch mehr wurde ich bey der Königinn Mutter vernachlässigt, obschon sie uns so freundlich empfangen hatte; denn nachdem ich beynahe eine Stunde in ihrem Saale gewartet hatte, ließ sie sich wegen Unpäßlichkeit entschuldigen. Man reichte mir zwar in ihrem Nahmen 3 goldene Ringe mit Rubinen und Saphiren besetzt, und einige schön lackirte Kästchen. Zu den jüngern Prinzen schickte ich Herrn Wood, welcher von ihren Ministern mit Kälte aufgenommen wurde.

Ich schrieb endlich in einem festen und entschiedenen Tone an den vornehmsten Wuhngin, sowohl in englischer als persischer Sprache; welche

Vorstellung eine große Gährung in dem Staatsrathe verursachte. Man berathschlagte sich bis Mitternacht, deren Resultat dem Könige vorgelegt wurde. Erst am 28. September sagte mir der Gouverneuer von Pegu, daß ich an dem Tage, wo mir die Antwort an den General-Gouverneur übergeben werden wird, eine förmliche Audienz bey dem Könige erhalten würde, und daß die Vorschläge zur Errichtung und Aufmunterung des Handels beynahe dessen volle Genehmigung erhalten hätten.

Von den drey Kisten, die wir von dem Könige als Geschenk empfangen hatten, enthielt die erste Bernstein von ausnehmender Klarheit in großen Stücken, die zweyte eine Steinmasse von dem Geschlechte der Chrysopras von beträchtlicher Größe, die dritte eine schöne, große Chrystaldruse. Die Erbprinzen gaben zum Geschenke 6 Ringe von Rubinen und Saphiren, 2 Elephantenzähne und 3 Pferde. Die Geschenke der beyden Königinnen bestanden aus verschiedenen Ringen, lackirten Sachen, 2 Beteldosen, 2 Präsentirtellern und 2 Trinkgefäßen, welche keine große Geschicklichkeit ihrer Künstler verriethen. Nun kamen von allen Seiten Gegengeschenke im Ueberflusse.

Der 30. September wurde bestimmt, die Engländer als eine königliche Gesandschaft aufzunehmen. Wie gewöhnlich fuhren wir über den See, und erwarteten in dem Fort zuerst die Ankunft des Kronprinzen. An diesem Tage sollten auch andere kleine Vasallen vorgestellt werden; diese hatten ein

Stück Baumwollen- oder Seidenzeug in dem Schooß liegen, welches sie nach der Sitte des Landes dem Könige überreichen sollten; dabey ist ein unerläßliches Zugehör der Ceremonien, daß auf dem Zeuge eine Untertasse stehe, worin einige Reiskörner sich befinden; denn der König zu Birma nimmt nie Geschenke in Geld an, sondern er verlangt von den Fremden nur etwas von den Producten seines Landes, und von den Unterthanen irgend einige Fabrikate. Während wir im gewöhnlichen Saale verweilten, wurde uns Thee dargereicht. Bey dem äußern Thore mußten wir unsere Schuhe ausziehen. Wie wir in das Thor traten, erblickten wir den königlichen Ceremoniensaal gerade vor uns, und den ganzen Hof in aller Pracht versammelt. Es war eine offene Halle mit mehreren Säulenreihen, welche das ungeheure Dach trugen. Es ging eine Treppe hinauf. Wir nahmen dem Throne gegenüber, wo der leere Raum war, unsere Plätze. Beym Eintritte sah man nur den Fuß des Thrones; denn Flügelthüren verbargen den Sitz. Als die Thüren geöffnet wurden, erblickte man den Thron prächtig vergoldet und geschnitzt; auf jeder Seite, rechts und links war eine kleine, einige Fuß lange Gallerie mit einem goldenen Geländer. Darin befanden sich 4 Sonnenschirme. Am Fuße des Thrones standen auf zwey Tischen mehrere, nach verschiedener Form gestaltete, große, goldene Gefäße. Ein prächtiger Thurm erhob sich über dem Throne mit sieben verschiedenen Aufsätzen über das

Dach des Gebäudes, auf dessen Spitze ein Ti angebracht war.

Kaum saßen wir eine viertel Stunde, als die Seitenthür sich öffnete, und der König zum Throne hinaufstieg. Er bewegte sich mühsam, und hielt sich an dem Geländer an; diese Unbehülflichkeit und Schwerfälligkeit kam von dem Gewichte seiner königlichen Kleidung her, an welcher über 50 Pfund gediegenen Goldes angebracht waren. Als er oben war, stand er eine Zeitlang still; dann setzte er sich mit untergeschlagenen Beinen auf einem gestickten Kissen nieder. Er hatte eine sehr hohe kegelförmige Mütze, welche reich mit Edelgesteinen besetzt war, als Krone auf dem Haupte, und alle Finger waren mit glänzenden Ringen besetzt; auch waren an seinen Schultern zwey goldene Flügel angebracht. Er war 50 — 60 Jahre alt, stark von Körper, hatte eine dunkle Gesichtsfarbe und harte Züge. Das gewöhnliche Gebeth wurde von vier weiß gekleideten Braminen am Fuße des Thrones abgesungen; dann trat ein Herold hervor in den leeren Raum vor den König hin, und las in einem singenden Tone die Nahmen derjenigen her, welche heut vorgestellet werden sollten, und ersuchte den König die Geschenke anzunehmen. Dieses Mahl bestand mein Geschenk aus zwey Stücken Goldstoff von Benares. Wie unsere Nahmen genannt wurden, mußten wir einige Reiskörner in die geschlossenen Hände nehmen, und uns gegen den König sehr tief verneigen. Nachdem diese Ceremonie beendiget war, sprach der König einige unverständ-

liche Worte, welche den Befehl andeuteten, eine hier anwesende Person mit dem Zeichen des birmanischen Adels zu bekleiden. Diesen Befehl riefen die Herolde öffentlich im Hofe aus. Der König betrachtete uns aufmerksam einige Minuten lang, sprach aber kein Wort mit uns. Er entfernte sich dann, die Flügelthüren wurden wieder geschlossen, und der ganze Hof brach auf. Erst beym Herausgehen bemerkten wir, daß an beyden Seiten der Treppe zwey vergoldete Kanonen standen, welche von einem Dache gegen das Wetter geschützt waren. Im Hofe war eine königliche Equipage von sonderbarer Gestalt mit einem Thurme verziert; ein Paar Pferde waren vorgespannt, deren Geschirre von Gold glänzten.

Als wir in dem Rhuhm ankamen, erhielten wir durch einen Schreiber den Brief des Königs an den Gouverneur von Indien. Derselbe lag in einem hölzernen lackirten Kästchen auf einem Präsentirteller, und war bedeckt mit einem rothen Tuche. Nebst diesem befand sich ein königliches Mandat, welches einige wichtige Handelsfreyheiten der englischen Nation zusicherte. Hierauf ging unser Zug nach Hause; ein Untersekretär ritt vor uns her, welcher mit gehöriger Feyerlichkeit in seiner Ceremonienkleidung den Brief trug. Die Uebersetzung desselben in persischer Sprache wurde mir nach etlichen Tagen übergeben. Uebrigens ist der Brief des birmanischen Königs an unseren Generalgouverneur voll der orientalischen Phraseologie, die an das Abenteuerliche geht. Zuerst werden alle

Tittel des Königs genannt; dann werden darin der Ehrenbezeugungen erwähnt, die unserer Gesandtschaft erwiesen wurden, und die Geschenke genannt, die wir überbracht hatten. Unsere Vorschläge zur Beförderung des wechselseitigen Handels werden in den Hauptpuncten angeführt. Zuletzt spricht der König in eigener Person; denn das Vorhergehende wurde im Nahmen des Ministers gesagt, und bestätiget in pomphaft befehlenden Ausdrücken die bewilligten Privilegien, die die brittischen Kaufleute und Seefahrer in Zukunft genießen sollen.

Mit Anfang des Octobers hatten auch die chinesischen Gesandten ihre Geschäfte geendiget, und verließen ihre Wohnung, um sich auf ihre Rückreise zu machen. Ich machte dem Aeltesten aus ihnen ein Geschenk mit einem Mantel von feinem englischen Tuche. Dagegen bath mich sein Sohn, welchem ich öfters allerley Kleinigkeiten gegeben hatte, sein Kopfkissen und seine Börse als Andenken anzunehmen; denn ohne diese Erwiederung war es ihm unmöglich abzureisen. Das Kopfkissen bestand aus einem leichten, lackirten 18 Zoll langen Kasten, welcher oberhalb rund, und mit einem seidenen dick mit Baumwolle gefüllten Ueberzug versehen war, worauf das Haupt ziemlich weich ruhen konnte. Die Chinesen pflegen in solchen Kästchen auf Reisen gewöhnlich alle ihre Kostbarkeiten mit sich zu führen. In diesem Kästchen befand sich nun die Börse, ein Feuerstein mit dem Stahl, ein Ring und Armband von Agat, welche letztere nach der Versicherung des Gebers jeden Besitzer gegen

alle Gefahren der Reise schützen sollten, indem sie mit kabalistischen Kräften begabt wären.

Während unseres hiesigen Aufenthaltes benutzte Herr Wood die übrige Zeit mit der Aufnahme des Flusses, und der Anstellung astronomischer Beobachtungen; Dr. Buchanan hingegen mit Sammlung der Pflanzen, und Ausforschung aller nützlichen Nachrichten aus allen möglichst ihm zugänglichen Quellen. Es wurden uns unter anderm birmanische Bücher zum Verkauf angebothen, und zwar um einen äußerst großen Preis, unter dem Vorwande, daß es unter schwerer Strafe verbothen sey, Bücher ohne Erlaubniß an Fremde zu verkaufen. Ich fragte deßhalb beym Minister nach. Dieses wurde dem Könige vorgelegt, welcher seine Geistlichen zusammenrufen, und die Frage aufstellen ließ: ob es nicht gegen die birmanischen Lehrsätze wäre, Bücher die von ihrer Geschichte und ihren Gesetzen handelten, Fremden zu überlassen. Die Frage wurde von dem Rathe bejahend entschieden. Auf dieses ließ mir der König zwey schöne Exemplare der birmanischen Könige und des Gesetzbuches verabfolgen; es waren prächtige Bände, schön geschrieben, prächtig vergoldet und mit Mahlerey herrlich verziert.

Der siebente Monath der Birmanen, Sandainguite genannt, ist eine allgemeine Freudenzeit, in dem nichts als Feste gefeyert werden. An den drey letzten Tagen desselben wird dem Könige, der Königinn und dem Kronprinzen feyerliche Aufwartung gemacht. Zu der Königinn kommen alle Frauen und Töchter des Adels ohne ihre Männer,

oder andere männliche Gesellschaft, und in dieser Versammlung herrscht der nähmliche feyerliche Prunk, wie am Hofe des Königs. Während der 14 Tage dieses abnehmenden Mondes wurde jeden Abend die Stadt erleuchtet. Auf ausdrückliches Verlangen des Kronprinzen machte ich am 13. October einen Besuch bey ihm; ich wurde ganz einfach und ohne Ceremonie empfangen; er hatte ein ganz ungezwungenes Betragen angenommen; und stellte mir vielfältige Fragen, die aber meistens von wenigem Belang waren.

Nun bereiteten wir uns zur Abreise, wozu uns jetzt unsere Pferde eine große Bequemlichkeit verschafften, die wir bey der Herreise nicht hatten. In einem Boote wurde ein platter Boden angebracht, worauf 4 Pferde Raum hatten. Auch kostete es wenig Mühe, sie ans Land zu bringen, weil sie sehr lenksam, und die Reitknechte sehr geschickt waren. Wir sahen auf dem Wege zahlreiche Tempel; dann kamen wir nach Kyeockzeit, einer Stadt, worin meistens Bildhauer, die Gaudma-Bilder verfertigen, wohnten. Diese Arbeiter waren sehr höflich, und gutmüthig beantworteten sie unsere Fragen. Sie hatten nur den Meisel und Schlägel zu ihrem einzigen Werkzeuge; zum Glätten der Figuren brauchen sie nur Sandstein und Wasser.

Auf einer Anhöhe, eine Meile von der Stadt entfernt, stand der Tempel des Kommoduh, ein massives, altes Gebäude; inwendig ist es durchaus dichte, feste Masse, und hat die Gestalt einer Glocke. In einer Entfernung von 12 Schuh vom Ge-

bäude, geht ein hohes Geländer von Holz herum. Es war bey 300 Fuß hoch, und endigte in einen Kegel ohne Spitze und ohne Verzierung. Es scheint aus einer uralten Zeit herzurühren. Von diesem Höhestand übersahen wir den Fluß sehr weit, wie er sich durch ein fettes, flaches Land windet. Weil nun die Hitze drückend wurde, ritten wir wieder nach unseren Booten zurück. Wir fuhren nach Chagaing, dem Haupthandelsorte, wohin die Baumwolle aus allen Gegenden des ganzen Landes gebracht zu werden pflegt, und von da nach Alt-Ava. Diese Stadt hatte mit Ummerapura in der Anlage der Straßen und Gebäude viel Aehnlichkeit; wir sahen noch unter großen Schutthaufen, die, obschon mit Unkraut bewachsen, die alten Formen behielten, viele Spuren von den verschiedenen Abtheilungen des ehemahligen Pallastes. In Alt-Ava sollen sich zahlreiche Räuber aufhalten. Als wir die Stadt Pagahm erreichten, besichtigten wir einen sehr merkwürdigen alten Tempel aus Steinen erbaut, welcher 4 verschiedene, abgesonderte Kuppeln hatte; in diese ging man durch vier gewölbte Eingänge nach den vier Himmelsgegenden. An jeder Seite der Thür saßen in Nischen in der Mauer menschliche Gestalten von Gyps und riesenmäßiger Größe; sie hatten große, starre Augen und vorgebogene Köpfe. Man sagte mir, daß diese die überirdischen Thürhüther wären, die einen so durchdringenden Scharfblick hätten, daß sie bis in das Innerste des menschlichen Herzens durchdrängen, und die Aufrichtigkeit des Andächtigen erblickten.

Wir machten bey dieser Gelegenheit die Bemerkung, daß man an den alten Gebäuden viele gemauerte Bogen finde, aber nun an neuen Gebäuden die birmanischen Arbeiter dergleichen zu verfertigen nicht im Stande wären.

Wir kamen zu Sillamju, ehemahls eine beträchtliche Stadt, und von da nach Yaynangheum, wo Steinöhlquellen sich befinden, die wir besuchten. Hier war das Land öde und unfruchtbar, um felsige Anhöhen wanden sich in mehreren Richtungen steinige, schmale Wege; die Hügel waren mit Kies bedeckt, aus welchem nur dürftige Kräuter hervorwuchsen. Man sah auf dem Wege Stücke von versteinertem Holze. Nur als wir uns den Oehlbrunnen näherten, ward der Boden ebener, und hatte ein mehr grünes Ansehen. Als wir ankamen, fing es schon an dunkel zu werden, wir sahen in einem kleinen Umfange viele Vertiefungen. Die nächste an uns hatte 4 Fuß ins Gevierte, und war an den Seiten mit Holz ausgesetzt. Aus diesen Oeffnungen wird das Oehl in eisernen Töpfen herauf gewunden, und das in denselben enthaltene Oehl und Wasser in eine Cisterne ausgegossen, welche unten einen Zapfen hat, der, wenn das Wasser sich gesetzt hat, aufgemacht, und dasselbe ausgelassen wird. Nach unserer Ausmaß fanden wir einen Brunnen 37 Klafter tief. Wenn ein Brunnen ausgeschöpft ist, so pflegt man ihn zu repariren, und noch mehr zu vertiefen, was in den Felsen hinein zu arbeiten äußerst hart und mühsam ist; denn nur an solchen Stellen wird das Oehl gefunden. Das

Oehl wird um einen geringen Preis verkauft; der Boden selbst aber ist von der Regierung verpachtet.

In der Gegend von Miadäh leben die Kähn oder Bergbewohner. Ich sah einige dieser Leute in ihrer Nationaltracht. Sie besteht in einem schlecht zugeschnittenen Kleide mit Aermeln von grobem Baumwollenstoffe. Die Frauen tragen längere Kleider als die Männer; sie sind mit einem weiß, roth und gelb gestreiften Saume besetzt; über die rechte Schulter hing bey den Männern ein mit kleinen Muscheln und Bändern gezierter Beutel an einem Bandalier; auf dem Kopfe trugen sie, wie die Birmanen, Stirnbinden. Die Kleidung der Frauen war mit Troddeln verziert, und um den Hals trugen sie, so wie auch um die Arme viele Schnüre von Korallen und Cauries. Ihr Gesicht war sehr auffallend; denn es war ganz mit Linien und Zirkeln tätowirt. Aber nur die Weiber dürfen solche Verzierungen im Gesichte haben, dadurch sie ein häßliches Aussehen erhalten. Diese Kähn sprechen die birmanische Sprache sehr schlecht. Diese harmlose Menschenrace, welche zwischen den hohen Gebirgen Ava und Aracan sich aufhält, hat äußerst rohe Religionsbegriffe. Wir fragten Einen, wohin er nach seinem Tode kommen werde? Er antwortete uns: daß er wieder ein Kind werden würde. Wer wird dich zum Kinde machen? Die Maunzing. — Wer sind die Maunzing? Sie sind der Vater und die Mutter der Welt, welche auf der Erde wachsen, wie zwey Bäume auf einem Felde, der eine ist immer grün, der andere aber dürr.

Er sagte weiter, daß die Maunzing auf dem Berge Gnowa sich aufhalten, auf welchem man das Bild der Todten aufbewahrt. Von künftigen Strafen oder Belohnungen hatten sie keinen Begriff, und glaubten, daß in ihrem Lande die Sünde gar nicht existire. In ihrem jetzigen Daseyn bethen sie nicht; aber nach ihrem Tode glauben sie, daß ihre Bilder zu den Maunzing bethen. Ihre Todten werden verbrannt, und ihre Asche in einer Urne gesammelt, und in ein gewisses Haus getragen. In diesem Hause bleibt die Asche eines Mannes 6 Tage, und jene einer Frau 5 Tage. Nach dieser Zeit wird die Urne in ein Grab gelegt, welches mit Rasen bedeckt wird, worauf ein hölzernes Bild des Verstorbenen gelegt wird, welches zu den Maunzing bethen, und die Asche schützen soll. Die meisten dieser Bergbewohner leben unabhängig; sie haben keine Buchstaben und keine Gesetze; sie leben nur nach ihrem Herkommen und Gewohnheiten.

Als wir von Miadöh weiter reiseten, kamen wir in eine herrliche Gegend; die Ufer des Flusses waren mit angebautem Lande und vielen kleinen Städten begränzt, und hinter ihnen stiegen mit Wald bewachsene Hügel in sanften Abhängen. Am folgenden Tage erreichten wir Prome, welche Stadt vor Jahrhunderten die Residenz der peguanischen Könige war; sie war ehemahls sehr blühend und mächtig. Von Prome aus bis Rahnguhn wollten wir die Reise zu Lande machen, der Weg war sehr gut. In der ersten Hälfte des Tages war die Aussicht sehr einladend; denn alle Dörfer waren

mit Obstgärten versehen, in welchen Mongus, Pisangs und andere Fruchtbäume wuchsen; nach Mittag aber wurde das Land rauher und öder. Wir schifften uns daher wieder ein, und passirten in der Gegend von Tirrupmiu eine große mit Schilf und Gesträuch bewachsene Insel, in welcher, wie uns die Schiffer sagten, sich viele Tiger aufhalten. Endlich am 17. October langten wir in Rahnguhn an.

Daß das brittische Indien mit Pegu, als einem Theile des birmanischen Reiches, in einer genauen Verbindung zu bleiben suchen müsse, kommt von dem nothwendigen Bedarf des Schiffbauholzes her. Denn in Bengalen kann von dem einheimischen Holze, welches bald in die Fäulniß geht, kein Schiff erbaut werden; man muß zu dem Tieka-Holz und Planken aus Pegu seine Zuflucht nehmen. Eine Einschränkung dieses birmanischen Holzhandels würde nicht nur Calcutta, sondern auch Madras sehr fühlen; weil beyde Städte dieses Schiffholz vom Rahnguhnflusse nothwendig beziehen müssen. Und selbst Bombay, welches nahe den Tiekaholzwaldungen liegt, führt jährlich aus Pegu eine Menge dieser Planken ein.

Für den indischen Handel ist die Lage der Häfen von Pegu und Ava sehr vortheilhaft. Die ganze Westküste des bengalischen Meerbusens ist im Besitze von Großbrittanien, die östliche aber von Ava. Ava hat 3 sichere Häfen: Negrais, Rahnguhn und Merghi, deren Einfahrt nicht so gefährlich ist, als jene im Ganges, welche drey

Monathe im Jahre den Seefahrern bey dem Auslaufen große Schwierigkeiten verursacht.

Die Birmanen spielen gerne Schach, welches bey ihnen im Ansehen steht. Dieß sahen wir besonders in Rahnguhn. Ihr Schachbret hat wie das unsrige 64 Felder, auch haben sie die gleiche Anzahl Steine; aber ihre Stellung und ihr Gang so wie ihre Nahmen sind von den unsrigen verschieden. Der König und seine Minister reiten in diesem Spiele auf Elephanten; Königinnen sind bey den Morgenländern nicht üblich. Erstere werden von zwey Kastellen, zwey Rittern zu Pferde, und zwey zu Fuße und acht Soldaten vertheidiget. Jede Parthie wird in drey Reiche eingetheilt, so daß acht Felder an den Seiten offen bleiben. Kein Stein von ihnen macht den Gang, den unsere Königinn zu machen pflegt. Das Spiel wird hier Chedrien genannt, welches einen Oberherrn bedeutet. Andere Spiele, dieses ausgenommen, sind ihnen nicht erlaubt.

Als wir zu Ummerapura waren, hatte der Schiffskapitain, der zu Rahnguhn verblieb, Gelegenheit, ein Gottesurtheil des kalten Wassers zu sehen. Weil dem Richter der Streit zweyer Weiber vom Mittelstande so verwickelt schien, daß er ihn zu entscheiden sich nicht getraute; so schritt er zur Wasserprobe mit Zustimmung beyder Theile. Die Richter, einige Geistliche und die Partheyen begaben sich, begleitet von einer großen Menge Volks; nach einem Teiche in der Nähe der Stadt. Die Weiber mußten hier bethen, einige Reinigungs-

Ceremonien vornehmen, und dann bis auf die Brust in den Teich steigen. Einige Mannsleute begleiteten sie mit einem Brete. Sie stellten die zwey zu prüfenden Weiber neben einander, legten auf ein gegebenes Zeichen ein Bret auf ihre Häupter, womit beyde unter das Wasser gedrückt wurden. Sie blieben 11/2 Minuten in dieser Stellung; allein eine erhob den Kopf, beynahe erstickt, die andere hingegen blieb ruhig in ihrer Stellung. Letztere wurde sonach aus dem Wasser gehohlt, und der Prozeß zu ihrem Vortheile entschieden.

Ehe wir absegelten verlangte der Statthalter von Pegu im Nahmen des Königs unter andern einen englischen Staatswagen, nach dem Model, wie die Zeichnung war, die er ihm gab. Er sollte Schwanenhälse haben, durch und durch vergoldet seyn, und oben die gewöhnliche königliche Spitze haben. Als Nebenzierath sollen vier Löwen, zwey vorne und zwey hinten, so wie auch ein Vogel mit ausgebreiteten Flügeln angebracht werden. Auch sollten wir, nach dem Wunsche des Königs, alle Werkzeuge und Geräthe, die zu einer vollständigen Münze gehören, ihm senden. Welches auch im folgenden Jahre nach Wunsche geschah.

Am 27. October verließen wir Rahnguhn, und am 22. December 1795 kamen wir zu Calcutta an.

James Prior's Reise in das Indische Meer mit der Fregatte Nisus, nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, den Inseln Bourbon, Isle de France, und den Seschellen; dann nach Java, St. Paul und Amsterdam, in den Jahren 1810 und 1811. Aus dem Englischen von Scheybert.

Die zu dieser Reise bestimmte englische Fregatte Nisus, welche der Kapitain Philipp Beaver commandirte, segelte am 22. Junius 1810 von Portsmouth ab. Darauf diente als Seeofficier James Prior, welcher dieselbe beschrieb. In wenigen Tagen bekam er die Insel Madera zu Gesicht, deren Anblick ihn entzückte. Allein wie verschwand diese schöne Täuschung, als er Funchal, die einzige Stadt auf der Insel, betrat; denn seine Nymphen, Schäfer und Zauberer verwandelten sich in ausgehungerte Menschen, und barfüßige Bauern; er erblickte überall Elend und Noth; zerlumpte, unverschämte Bettler traten ihm überall in den Weg, und machten wiederhohlte Angriffe auf die Gutmüthigkeit der Reisenden. Die Stadt hat

enge, ungleiche mit Unrath und Koth bedeckte Straßen. Die Häuser sind düster, und stehen einzeln da, welche mehr Gefängnissen gleichen. Die wenigen Kirchen sind ohne Geschmack gebaut. Auch die Rhede ist unbequem, und die Bewohner von beyden Geschlechtern, weil sie der Sonne immer ausgesetzt sind, sind so schwarzbraun, beynahe wie die Mulatten.

Nachdem sie von Madera abgesegelt waren, erblickten sie 50 englische Meilen davon entfernt Palma, eine der Canarischen Inseln; am Abende sahen sie die Insel Ferro. Die Fregatte steuerte dann auf die Inseln des grünen Vorgebirgs zu, indem sie auf französische Schiffe zu stoßen hoffte, die, der Sage nach, mit erbeuteten englischen Ostindienfahrern, zurückkehren sollten. Allein ihre Hoffnung ging zu Wasser. Dafür kam ihnen ein Guineafahrer entgegen, der nach Liverpol fuhr. Das Schiff hatte das Ansehen einer schwimmenden Menagerie; denn es hatte eine Menge Affen, Papageyen, Vögel aller Art, und andere Thiere am Bord.

Sie pasirten am 20. Julius die Linie, ohne die gewöhnlichen Ceremonien zu beobachten; weil dieß unter der Würde eines königlichen Schiffes gewesen wäre. Am 1. August, Morgens sehr früh, erblickte man die Insel Trinidad. Es ist ein öder, dürrer Felsen, welcher aus dem großen Ocean hervorragt, dergleichen mehrere in demselben zerstreut erblickt werden. Einige Tage darnach fiel ein Schiffsjunge in das Meer, und war ohne Rettung

verloren. Dieser gute und hübsche Junge hatte seinen halben Sold zur Unterstützung seiner armen Mutter angewendet.

Indem man nach der Berechnung nahe dem Lande seyn mußte, so legte man in der Nacht des 21. Augusts bey. Mit Tagesanbruch sahen sie schon das Vorgebirg von Süd-Afrika, zwischen der Tafel- und falschen Bay. Am Abende landeten sie in der Simons-Stadt, einem sehr armseligen Orte. Die Landstraße nach der Capstadt ist ganz dem Lande angemessen; denn theils ist sie mit Steinen besäet, theils in Sand vertieft, sie macht unaufhörliche Windungen um unfruchtbare Hügel und an den halbzirkelförmigen Rändern kleiner Buchten, die die Simonsbay bilden. In Musenburg fanden sie einen militärischen Posten, dann kamen sie nach Wynneberg einem freundlichen, einschichtigen Dorfe, wo Wohnungen für die Reiterey und das Fußvolk sich befinden; denn hier haben die Truppen aus der Capstadt ihr Sommerlager, und eine Abtheilung des Hottentotten- oder Cap-Regiments pflegt sich hier im Scheibenschießen zu üben. Prior fand die Capstadt sehr einnehmend, und nähere Bekanntschaften machten sie ihm noch anzüglicher. Die Straßen durchschneiden sich durchaus in rechten Winkeln. Die Häuser sind groß und ansehnlich, weiß angestrichen, das Holzwerk aber ist grün.

Am Abende der Ankunft Priors und anderer Officiere in der Capstadt wurden von eingebornen Liebhabern, Afrikantes genannt, ein Schauspiel

angekündigt, unter dem Titel: Der Schiffbruch. Es war ein Quodlibet von Komödie, Tragödie, Posse, Pantomime und Tanz. Prior fand das Innere des Theaters recht artig, die Aufführung des Stückes war ziemlich gut, und die Schauspieler über seine Erwartung. Einige Tage darauf folgte ein Ball; wobey sich viele wohlgeputzte, gut gewachsene und reizende Frauen befanden, die sonst beynahe fast niemahls irgendwo anzutreffen waren.

Am 4. September verließ die Fregatte die Simons-Bey, und hatte den Contre-Admiral Bertie, und 100 Mann am Bord; indem die Transportfahrzeuge für alle Truppen, die die Expedition gegen Mauritius begleiten sollten, noch nicht angekommen waren. Das Schiff wurde einige Tage lang in der Nähe des Caps durch widrige Winde herum getrieben, und zwar eben zu einer Zeit, wo die feindlichen Schiffe die See hielten; denn wir wußten, daß die Franzosen auf einige englische Schiffe Jagd gemacht hatten. Unsere Officiere waren in Sorgen für die Sicherheit einiger Transportschiffe; allein auch sie sahen, während die widrigen Winde weheten, weder Freund noch Feind.

Am 2. October erschien der Nisus vor Mauritius oder Isle de France. Mit gespannter Neugierde suchte Prior das Cap Malheureux, welche Spitze durch den schönen Roman St. Pierre's »Paul und Virginie« berühmt ist; und als er sie erblickte, entlockte demselben das Schick-

sal dieser unglücklichen Virginie, die hier ein Raub der Wellen wurde, einen Seufzer. Als die englische Fregatte diese Insel recognoscirte, gerieth darauf gar bald Alles darüber in Aufruhr. Die Mannschaft besetzte die Batterien und die Signalposten; allein es liefen keine Schiffe zum Kampfe aus, obschon die Britten sie herausforderten. Weil das englische Geschwader mit den Transportschiffen nicht nachkam, so fuhren wir am Abend des zweyten Tages nach der Insel Bourbon, die von Isle de France nur 96 englische Meilen entfernt ist. Die Fregatte ankerte bey St. Paul; denn diese Insel wurde vor Kurzem von den Franzosen erobert. Prior freute sich hierüber, und er beeilte sich diese Insel genauer kennen zu lernen.

Die Insel Bourbon bekam vormahls den Nahmen Napoleon; sie wurde durch portugiesische und spanische Schiffer im Jahre 1536 entdeckt, aber erst bey hundert Jahre später in Besitz genommen uud angebaut. Sie mißt 36 geographische Meilen im Umfange, ist beynahe zirkelrund. In einiger Entfernung, von der See aus gesehen, gleicht sie einem großen, abgestumpften Kegel; denn von allen Seiten erhebt sie sich stufenweise, indem Hügel auf Hügel sich thürmen, die scheinbar getrennt, doch unter sich verbunden sind. Ueberreste von Lava findet man auf der ganzen Insel, und auch auf einem Berge einen ausgebrannten Crater, und auf der Südseite der Insel 12 Meilen vom Meere einen noch brennenden Vulkan. Der Boden der Insel ist ziemlich gut, jedoch in den

höheren Theilen ist er felsig und dürr. Die Thäler sind sehr fruchtbar und belohnen reichlich den Fleiß des Landmanns. Baumwolle und Kaffee sind die vorzüglichsten Producte und die Ausfuhrsartikel der Insel. Nebst diesen wird hier noch angebaut und gepflegt: Mais, Weitzen, Kartoffeln, Yamswurzeln, Muskatnüsse, Gewürznelken, Kassova, Ananas, Cocosnüsse, Orangen, Granatäpfel, Bananen, Pisangfeigen 2c., allein wegen der schlechten Weiden wird wenig Hornvieh aufgezogen. Auf dieser Insel ist das Klima herrlich, der Himmel klar und heiter, der Nachtthau nicht lästig, die Seeluft erfrischend, die Ansicht des Landes ist hier und da wildromantisch, und Alles ladet hier ein zur Ruhe und Stille.

Die Stadt St. Paul, die um die Bay herum liegt, hat einen entzückenden Anblick. Die Phisiognomie des Volkes fiel dem Prior sehr auf; denn sie hat etwas Ausdrucksvolles, das Gesicht ist scharf, mager und bleich; die Farbe ähnelt jener der Italiener von der ärmeren Klasse, jedoch sie ist etwas dunkler. Die Einwohner dieser Insel ist ein gemischtes Geschlecht von allen Nationen und Farben; denn als die Insel entdeckt wurde, war sie unbewohnt. Auch hier ist die Sclaverey nicht fremd, denn man findet viele Tausend Sclaven allhier.

Dem Charakter nach sind die Einwohner nüchtern und mäßig; die Frauen, obschon Brunetten, sind von schönerer Gesichtsfarbe als die Männer, haben aber starke Theile und Züge. Beyde Geschlechter sind lustig, heiter, lebhaft und schwazhaft; sie erheben ihre Insel über alle Orte in der Welt,

besitzen natürliche Fähigkeiten, die wenig durch Erziehung ausgebildet werden. Unbekannt mit dem Krieg und den davon abhängenden Gräueln und Ausartungen, und durch den Ocean von andern Orten weit entfernt, sind ihre Sitten einfach und gastlich, jedoch ihre Kenntnisse beschränkt. Sie haben keinen Mangel, und daher sind ihre Wünsche sehr gering, und die Zufriedenheit mit ihrer Lage macht sie glücklich. Dieser allgemeine Ruf von ihnen, jedoch mit einigen Ausnahmen, ist ziemlich richtig.

St. Paul war ehevor die Hauptstadt der Insel, ist an der Bay weitläufig gebaut, beynahe eine Meile lang, die Häuser sind groß und ansehnlich, die Straßen aber sandig und unregelmäßig. St. Denis ist die dermahlige Hauptstadt, liegt 24 englische Meilen von St. Paul, und wird ebenfalls von der See umspüllt. Die Stadt ist größer, hat bessere Häuser und ist bevölkerter als die vorige, die Straßen sind gepflastert, und hat auch bessere Festungswerke und Batterien. Allein auf der ganzen Insel Bourbon ist kein sicherer Hafen. Oeffentliche Belustigungen gibt es hier wenige; der Tanz ist die vorzüglichste, welcher unter den Franzosen das Hauptmittel zur guten Laune ist.

Nachdem der Nisus zehn Tage lang bey Bourbon gelegen hatte, bekam man Nachricht, daß das englische Geschwader bald vom Cap absegeln werde; es bestand außer den Transportfahrzeugen aus 6 Kriegsschiffen. Dennoch dauerte es beynahe eine Woche, bis dieselbe Port Louis

in Isle de France erreichte. Der Nisus mußte diese Insel so lange beobachten, bis die Expedition vollkommen beysammen war, um sie dann den Franzosen unter dem General Decaen zu entreißen. Man suchte inzwischen nach Landungsplätzen, wobey ein englischer Kutter unter Lieutenant Bowier von dem Feinde genommen wurde.

Endlich erschien die englische Flotte; zu derselben waren die Divisionen aus Bengalen, Madras und der Capstadt gestoßen. Die Ausschiffung der Britten geschah am 29. November sehr schnell, so daß in einer Stunde 2000 Mann an das Land gesetzt wurden, indem sich die Schiffe nahe an das Ufer legten. Der Nisus wurde am 30. Früh der Küste entlang hinabgeschickt, um jeden Punct anzugreifen, dem er sich nahen konnte, und so eine Verbindung mit den gelandeten Truppen zu bewerkstelligen. Die Generäle Decaen und Vandermassen hatten 800 reguläre Franzosen, 600 Matrosen und bey 2500 Mann ungeübte Milizen, die nur zur Ausfüllung der Anzahl da waren. Mit diesen suchten sie sich gegen die Britten zu vertheidigen, die mit mehr als 10000 Mann operirten. Sie wurden aber bald geworfen, und hinter die Linien von Port Louis getrieben. Hier schloßen sie eine Kapitulation, vermög welcher die französischen Soldaten ungehindert nach Frankreich zurückkehren durften. Am 7. December zogen die brittischen Schiffe in den Hafen Port Louis ein, und die brittischen Grenadiere besetzten zuerst die Stadt.

Die Insel Mauritius oder Isle de France ist beynahe 35 Meilen lang, und am breitesten Orte 30 Meilen breit, der meiste Theil aber hat nur zwey Dritt-Theile dieser Breite; sie hat demnach im Umfange, längs der Küste gemessen ungefähr 114 Meilen. Auf ihrer Oberfläche wechseln Berge und Thäler, Wälder und Anpflanzungen in mannigfaltigen Krümmungen, mit verschiedenen oft mahlerischen Ansichten. An manchen Stellen aber ist der Boden mit einer großen Menge lockerer Steine und verwitterter Felsen untermischt. Auf dieser Insel findet man Lava, etwas Bimsstein und andere Trümmer von Vulkanen-Ausbrüchen, und dann die Unebenheiten setzen die Sache außer Zweifel, daß dieselbe vulkanischen Ursprunges sey.

Auf dieser Insel findet man verschiedene Holzgattungen, als: den Cocosnuß- Sago- Mangle- Eisenholz- Rothholz-Baum u. s. w. Man findet hier auch Baumwolle, Rüben, Kohl, Kassawurzeln, Hollunder, Pfeffer, Pisangfeigen, den Weinstock, Bananen, Jasmin, Melonen, Aepfel, Spinat, Spergel, Pfirschen, Erbsen, Spargel, Yamswurzeln, Kürbisse, Artischoken, Mais, Hirse, Linsen, Kartoffeln, Gewürznelken, Indigo, Zucker, Kaffee ꝛc. Allein an Rindvieh und Pferden ist hier Mangel, weil es an guten Weiden fehlt. Schweine und Ziegen gibt es aber in Menge; dafür ist Geflügel von jeder Art sehr theuer. Von Wildpret gibt es Hasen, Rehe, Rebhühner, Tauben, wilde Gänse; dann gibt es Affen und Dudus. Von Fi-

schen werden hier gefangen: die Schellfische, Brassen, Plattfische, Makrelen ꝛc. seltsamer sind die Krebse, Hummern, Austern ꝛc. Auch werden große Aale von den Schiffern gefangen, welche den Tauchern sehr gefährlich sind; denn manche Taucher in Port Louis, welche den Kiel und Boden der Schiffe von außen zu reinigen hinabgeschickt werden, haben das Unglück von ihnen erdrosselt zu werden, und kehren nicht zurück. Auch das Klima ist auf dieser Insel sehr gesund, und sogar in den stürmischen Monathen hat sie keine schädlichen Dünste, wenn auch die Winde starke Regen mit sich bringen.

Die Hauptstadt der Insel ist Port Louis, sie ist die einzige Stadt auf der Insel. Sie hat einen See-Arsenal, schöne Gebäude, besonders ist das Aeußere des Schulgebäudes prachtvoll; auch hat sie ein Theater u. dgl. In dem sogenannten Makabar-Bezirke sieht man eine große Mannigfaltigkeit der Gesichtsfarben, Europäer, Malayen, Mulatten, Creolen, Indier und Neger. Aus diesem Gemisch so vieler Nationen und Farben wird hier ein Amalgama der Menschen gebildet, die eine eigene Farbe und eine bizarre Phisiognomie annehmen, und ein eigenes Menschengeschlecht ausmachen. Die Weißen unterhalten hier eine Menge hübscher farbiger Mädchen. Den Markt halten sie in der Straße Champ de Mars. Zwischen dem hintern Theile der Stadt und den Bergen ist eine schöne grüne Ebene von einer englischen Meile im Umfange, welche das Marsfeld genannt wird, und

der Spaziergang des schönen Geschlechtes, und überhaupt der schönen Welt ist. Es gibt hier auch viele Bäder, oft mehrere in einem Hause: sie dienen wegen der durch die brennende Sonne erschlaften und fast erschöpften Lebensgeister, und des ermatteten Körpers zur größten Erhohlung und Erquickung, welche die größte Wollust in diesem Klima ist; sobald man sich hineintaucht, wird man wieder wie neu belebt. — Wer sollte übrigens glauben, daß hier unweit der Börse eine Bibliothek sich befindet, die beynahe 60000 Bände stark ist und für Jeden offen ist.

Am 4. Jänner 1811 gab der neue englische Gouverneur Farkuhor allen englischen Officieren und den angesehensten Einwohnern der Insel und den Fremden einen Ball, um sich bey den Einwohnern immer mehr in Gunst zu setzen, und gleichsam eine Versöhnung zu bewerkstelligen, und bessere Bekanntschaft zu machen. Prior hatte dabey die schönste Gelegenheit das schöne Geschlecht beysammen zu sehen, worunter Manche die interessantesten Züge, und eine hübsche Gestalt hatten, während welchem mehr als hundert Damen und Mädchen durch die Zimmer auf und ab gingen. Sie zeichneten sich in Hinsicht ihres Anzugs vortheilhaft aus. Es wurde englisch und französisch getanzt, dann ein Feuerwerk abgebrannt, und man setzte sich dann zu einer köstlichen, wohlbesetzten Tafel. Alles war vergnügt und heiter.

Am 19. März erhob sich ein furchtbarer Sturm; die Schiffe, die am Eylande lagen, hatten

viel auszustehen. In der Nacht nahm der Sturm mehr zu, so daß jedes kleine Segeltuch um die Segelstange fest eingewickelt werden mußte. Am nächsten Morgen hatte der Nisus die Rahen ganz herabgezogen, und lag unter bloßen Segelstangen; das Schiff schaukelte furchtbar, und die Wellen schlugen in das Schiff, daß die Thüren zusammenbrachen, und der Wind mit unbeschreiblicher Heftigkeit allenthalben eindrang. Um 6 Uhr Morgens war der Sturm am wüthendsten. Die Schiffe, welche im Hafen lagen, litten weniger, einige gar keinen Schaden. Auch die Insel hatte von dem Sturm einigen Schaden gelitten. Bäume, Gärten, Zäune, Pfähle wurden hart mitgenommen; sogar Häuser wurden abgedeckt, und die hölzernen einige Fußbreit ihrem Fundamente entrückt; denn mehrere Wohnungen ruhen auf einem steinernen 12 Zoll hoch vom Boden erhabenen Fundamente, welche sonst ganz von Holz erbaut sind, und daher den Orcanen geringen Widerstand leisten können.

Die Fregatte Nisus wurde nun nach Ostindien abgesendet, um Geld zu hohlen. Sie verließ am 4. April Port Louis, und kam in vier Tagen in die Nähe der Galega-Inseln auf der Hälfte des Weges von Isle de France nach den Sechellen; es sind zwey felsige kleine Inseln mit einer kärglichen Vegetation. Die Eine ist fast 6 Meilen lang; beyde aber sind niedrig mit Waldungen bedeckt, und durch einen Felsenriff verbunden, worüber die Meereswellen schlagen. Man findet alldort nichts zur Nahrung als Cocosnüsse

Fische und wilde Wurzeln. Die Gegend des Oceans zwischen dem nordöstlichen Ende der Insel Madegaskar bis zum Aequator ist ganz mit kleinen Inseln und Sandbänken besäet; sie sind aber den europäischen Seefahrern wenig bekannt, weil sie nicht in der Richtung und auf jener Straße liegen, die sie nach Indien zu befahren pflegen.

Der Nisus blieb nur kurze Zeit alldort, und als er diese Gelegas-Inseln verlassen hatte, kam nach einigen Tagen eine Windstille, bey welcher man eines Abends ein seltsames Phänomen beobachten konnte. Ungefähr um 8 Uhr Abends wurde die See, so weit das Auge reichte, so weiß wie Milch, oder wie im Wasser aufgelöste Kreide. Die Oberfläche des Meeres war ruhig und ganz glatt, und man sah nicht die geringste Mischung einer leuchtenden, phosphorischen Erscheinung dabey, die man oft in der Nacht wahrnimmt. Dieß dauerte bey klarem Himmel einige Stunden. Es war fürwahr ein neues und seltenes Schauspiel auf einem Milch-Ocean zu schwimmen. Prior konnte sich nicht erinnern je dergleichen in Reisebeschreibungen gelesen zu haben, und konnte troß allem Forschen nicht auf den Grund dieser Erscheinung kommen, und erschöpfte alle Vermuthungen über die Einwirkungen von Land, Luft, den Seethieren rc. Man untersuchte das oftmahls geschöpfte Seewasser; es zeigte aber nichts Besonderes weder von Pflanzen- noch Infusionsthierchen.

Der Nisus bekam bald die sogenannte Fregatteninsel zu Gesichte; dann hörte der ohnehin

schwache Wind abermahls gänzlich auf; demungeachtet war die See unruhig, die Wogen trieben bey großer Tiefe das Schiff hin und her. Man sah mehrere Tage lang, in einer Entfernung von 18 Meilen, Land, und richtete das Schiff dahin, um frisches Wasser zu hohlen, wornach die Mannschaft sich sehr sehnte. Am 23. April endlich erhob sich ein frischer Wind, und man fuhr in den Hafen der Insel Mahe'. Diese Rhede formirt eine tiefe Bucht, welche in einem Halbkreise ein ziemlich hohes Land umgibt. Zur Linken ist eine kleine Insel mit einem dichten Walde, und mehrere kleine Felsblöcke und Erdflecke, die mit einem herrlichen Grün bekleidet aus dem Meere hervorragen; zur rechten Seite dehnt sich ein Wald ziemlich weit in das Land hinein. Hinter der Bay im Hintergrunde liegt ein großes Haus, welches ein Wundarzt bewohnt, der früher auf der französischen Fregatte Chiffon, die von der englischen Fregatte Sybille genommen wurde, diente. Das Haus des Gouverneurs, neben welchem eine kleine Batterie angebracht ist, liegt rechts mit der Ansicht auf die Bay. Die andern Wohnungen blicken auf der andern Seite durch die Bäume hervor; drey englische Meilen weiter liegt das eigentliche Dorf. Das Land schien wenig angebaut.

Die Sechellen oder Seschellen hat Pecault 1743 entdeckt; die ganze Gruppe besteht aus 21 Inseln, Meer-Felsen und Erdflecken, die aus dem Meere hervor scheinen. Es ist nicht ferne davon eine andere Insel-Gruppe, gegen Süd-

westen, die Amirante-Gruppe genannt, die oft mit dieser verwechselt wird. Unter den Seschellen sind die bemerkungswürdigsten: Mahe', Praslin, Silhouette, La Digue u. s. w. Die Insel Mahe' liegt 40°, 38' südlicher Breite, ist 16 Meilen lang und 5 breit, und hat zwey Häfen. Die Bevölkerung belief sich auf 2700 Seelen. Die erste Colonie wurde erst im Jahre 1765 alldort angelegt. Praslin hat einen guten Hafen, und hat beyläufig 260 Seelen, die Insel La Digue aber nur 70 Seelen; die übrigen Inseln sind unbewohnt.

Die Insel Mahe' biethet eine Abwechslung von Bergen, Felsen und Schluchten dar, und hat keine einzige Ebene. Der Boden ist des Anbaues fähig, und bringt manche Frucht hervor; an manchen Stellen aber ist er sehr ärmlich. In den sehr engen Thälern ist der Boden fruchtbarer, und wird Ackerbau getrieben. Weiden für Schafe und Rinder sind im Ueberflusse, auch findet man das beste Bauholz in den Wäldern, so wie Rinder, Schafe, Federvieh, Fische, Krokodille, Gurken, Pfeffer, Ananas, Venusäpfel, mehrere Taubenarten, Papageyen, grüne Fliegen, welche man wegen ihrer Größe und Form das lebende Blatt nennet. Fledermäuse gibt es hier so große wie ein Kaninchen, welche aber dem Fuchse gleichen, große Flügel haben und widrig riechen; sie sind mit kurzen, rothen Haaren bedeckt. Ausgespannt haben sie von einem Flügel bis zum andern 3 Fuß Länge.

In der Nachbarschaft liegt die Insel Praslin, welche einen Hafen hat, den das daranstoßende Inselchen Cusieuse bildet. Man findet hier ein Product, das in keinem andern Theile der Welt gefunden wird. Es ist das Coco de Mer, eine große Art Cocosnuß, die gewöhnlich doppelt, oft auch dreyfach und vierfach, wohl auch fünffach, und in einer gemeinschaftlichen Haut und faserigen Schale eingeschlossen ist. Jede Nuß ist so groß wie eine Melone, innerlich sind sie abgesondert, äußerlich aber mit einander verbunden. Die Gestalt ist etwas länglicht, und hat durch die Verbindung derselben einen großen Umfang, welche nur an den verbindenden Stellen eine kleine Einkörbung hat. Diese Nuß wird von den Indianern sehr geschätzt; denn sie ist ein nützlicher Artikel für alle Volksclassen. Das Holz, welches zwar in der Mitte mürbe ist, ist auswärts ziemlich fest, und kann zu manchem häuslichen Bedarf angewendet werden. Der Gipfel des Baumes bildet einen Kohl, der eingesalzen ein gutes Gemüse gibt. Die Blätter sind so groß, daß mit hundert derselben ein ganzes Haus, das ist das Dach, die Seitenwände, die Wände zwischen den Zimmern, die Thüren und Fensterladen gemacht werden können; und wirklich sind in Praslin die meisten Häuser davon gebaut. Auch haben die Blätter einen Flaum, der zur Füllung der Matrazen und Kissen verwendet wird. Die Stiele der Blätter geben Besen und Körbe, und das Innere der jungen Blätter, die in schmale Streifen geschnitten werden, dienet zur Verferti-

gung der Hüte, die allgemein von beyden Geschlechtern getragen werden. Die Fasern der äußern Nuß werden zu Seilen und Tauen verwendet, und die Schale als Krug gebraucht, der zuweilen acht Maß faßt. Auch verfertiget man aus derselben Trinkgeschirre, Teller, Schüsseln, wenn sie in der Länge durchschnitten wird. Kein Theil des Baumes geht verloren, und ohne ihn würden die Insulaner ihre Bedürfnisse nicht befriedigen können.

Als wir Abends zu Mahe' einliefen, kamen die Vornehmsten, um uns die Ehre zu erweisen, und uns zu besuchen. Am andern Morgen besuchten wir Schiffsofficiere das eigentliche Dorf, welches einen solchen angenehmen Anblick gewährt, daß man wahrhaftig aufrufen möchte mit Petrus: »Hier wollen wir unsere Hütten bauen!« um vor den Sorgen der geschäftigen Welt sicher zu seyn! Es liegt in einem schattigen kleinen Thale, welches auf beyden Seiten durch Höhen geschützt ist; die Wohnungen sind zerstreuet, und am obigen Ende rieselt, durch Sträuche beschattet, ein freundlicher Bach dahin. Die Hütten waren hübsch und nett gebaut, deren jede einen Garten hat, und deren Thüren und Fenster von Bananen, Tamarinden, Pisangfeigen und Cocosnußbäume beschattet wurden. Als die Einwohner uns erblickten, drängten sie sich an die Thüren, und ein Mann vom fröhlichen Sinne lud uns in seine Hütte ein, welche zwar ärmlich, aber höchst einfach und nett war. Wir nahmen seine Einladung an, und lernten in unserem Wirthe einen französischen Dragoner-Officier kennen, wel-

cher von der französischen Republik mit mehreren Andern als verdächtig einer Verschwörung hierher verwiesen worden war. Er schien ein Mann von 50 Jahren zu seyn, hatte ein volles, rundes Gesicht, einen kräftigen Körper, war lebhaft, heiter, redselig, und geschäftig. Wir kauften beym Weggehen etwas aus seiner Thiersammlung, indem wir durch seine Heiterkeit belustigt fröhlich davon gingen. Manche wurden während der Revolution als gefährlich hierher verbannt.

Am 24. April nahm die brittische Mannschaft von den Inseln Seschellen förmlich Besitz; der Nisus schiffte einige Seesoldaten aus, welche die brittische Flagge aufsteckte, während er salutirte. Der Lieutenant vom englischen Marine-Corps, Sullivan blieb hier als Commandant zurück, und die Fregatte fuhr weiter.

Am 10. May bekamen wir die Insel Ceylon zu Gesicht, indem wir den Weg durch die Maldiven genommen hatten, welcher der gewöhnliche ist, den die Kaufleute von Isle de France nehmen. Wir erreichten endlich die Rhede von Madras, und kaum hatten wir die Anker geworfen, als die Bothschaft kam, daß der Admiral Drury gestorben, und die englische aus dem Achmuty, Brougton und Lord Minto bestehende Expedition bereits gegen Java abgesegelt sey.

Zwey Tage darauf überfiel den Nisus ein heftiger Sturm oder Typhon, und wir waren für die Sicherheit des bewaffneten Geschwaders sehr besorgt. Trotz der Brandung auf der Rhede von

Madras landete Prior mit einigen Schiffsofficieren. Kaum an das Land getreten wurden sie in Palankins in das Wirthshaus am Ende der schwarzen Stadt, am Abhange der Esplanade getragen, von wo aus sie eine schöne Aussicht auf den Hafen hatten.

Die schwarze Stadt, die ihren Nahmen von der Farbe ihrer meisten Einwohner hat, ist schlecht gebaut; man trifft hier Moscheen, Pagoden und einige portugiesische und armenische Kirchen an. Hier findet man Menschen aus allen östlichen und westlichen Nationen und Religionen: Perser, Armenier, Mohamedaner, Schwarze, Weiße, alle christlichen Secten, Anhänger des Brama und Confucius, Juden ꝛc. Ueberhaupt ist diese Stadtabtheilung stark bevölkert. Das hier befindliche Fort St. Georgen wird als die zweyte Festung in Indien gehalten; sie wird von einer Seite durch die See bespült, von der andern Seite stößt eine große Esplanade an das Glacis. Die eigentliche innere Stadt Madras ist klein, aber volkreich, sie hat einige schöne Häuser, weitläufige Vorrathshäuser, die der Handlungs-Compagnie gehören. Man sieht Comtoire der Kaufleute zwischen Baracken, Basteyen und Kanonen untermischt. Das Haus des Gouvernements ist groß, geräumig, aber unreinlich; es wurde von dem berühmten Kriegshelden Clive erbaut. Im Mittelpuncte des Forts, einem offenen Platze, sieht man die schöne Statue des verstorbenen Marquis Cornwallis. Es sind hier mehrere Spaziergänge, wo man Abends in der küh-

leren Luft sich erquicken kann, aber mit Damen zu gehen ist hier nicht gebräuchlich; denn ohne Equipage läßt sich hier keine Dame sehen. Ueberhaupt ist hier die auffallende Mischung des bürgerlichen und militärischen Lebens, und der indischen und europäischen Sitten sehr merkwürdig.

Nachdem der Nisus das benöthigte Geld gefaßt hatte, segelte er von Madras ab, und nach einer sehr langweiligen Fahrt, kam er bey der Canonier-Spitze auf Isle de France vorbey, und die Mannschaft erblickte einige fremde Schiffe im Hafen von Port Louis. Nach einer halben Stunde erfuhr sie von einem zu ihr gekommenen Boote, daß ein französisches Geschwader bey der Insel erschienen sey, welches von den Britten, durch die Tapferkeit des Capitäns Schomberg geschlagen wurde, wovon ein Theil davon sich ergeben mußte. Bey diesem Seegefechte verlor der französische Commodore Roquebet sein Leben. Er war ein Liebling Napoleons, welchen er auf einigen Feldzügen begleitet hatte, ein Officier von Talent und Muth, und Ritter der Ehrenlegion.

Der Nisus ward beordert nebst den Schiffen Präsident und Phöbe zur Eskadre des Admirals Stopford zu stoßen, zur beschlossenen Unternehmung gegen Batavia; und am 2. Julius segelten bereits die Schiffe von Port Louis ab. Schon am dritten Tage nach der Abreise sahen wir Rodriguez von Ferne; wir hatten abwechselnde Witterung. Unter dem 36° 47′ südlicher Breite und 85° 45′ östlicher Länge kamen die

Schiffe in die Gegend, wo die Mussons strichen; wir kamen so am 6. August des Morgens nahe an Neuholland, und entdeckten nahe beym Nord-West-Cap der Küste Land. Dasselbe war niedrig, sandig, wüst, ohne Grün und Bäumen, umgeben von Klippen und Riffen, und ohne Spur von Einwohnern, und weil wir uns demselben nicht nahen konnten, so blieb sie noch, wie ehevor eine terra incognita, und wird noch länger bleiben. Von Inseln sah man in diesen Gegenden, wie einige Seefahrer gesehen haben wollten, nichts.

Während der Fahrt bemerkten die Schiffe in einer hellen Nacht abermahls, daß das Meer wie Milch aussah, wie wir bey den Seschellen bemerkt hatten; und auch jetzt wußten wir keine wahrscheinliche Ursache anzugeben, woher die Erscheinung käme; ob nicht vielleicht die Nähe des Landes die Ursache sey. Wenn wir von diesem Wasser geschöpft hatten, so bemerkten wir darin eine geringe Menge eines kaum sichtbaren feinen faserigen Stoffes, der ganz durchsichtig war, wie man es häufig bey vielem Seegrase findet. Wahrscheinlicher ist es daher, daß dieses Phänomen eher aus diesem Stoffe, als aus der Atmosphäre entstehe; denn auch hier verschwand es in einigen Stunden, und erschien diese Farbe nicht mehr, obgleich das Wetter immer schön blieb. Die Mannschaften der übrigen zwey Schiffe erschracken über dieses Phänomen, welches sie das erste Mahl sahen, so sehr, daß sie beylegten; allein sie wurden bald

von dem Nisus belehrt, daß diese seltsame Erscheinung mit keiner Gefahr verbunden sey.

Den 13. August Frühe bemerkte man vom Mastkorbe Land, und nach einigen Stunden fuhren wir in die Straße zwischen Java und Boilly, welche nicht so breit ist, daß man nicht die Küsten beyder Inseln gut übersehen könnte. Am Morgen sahen wir auf der Küste von Java einen sehr kennbaren Berg. Am Abende wurden wir durch kontraire Winde in ein Labyrinth von kleinen Inseln getrieben, die auf keiner Karte verzeichnet sind. Weil wir nicht durch den rechten Kanal gefahren waren, so waren wir in großer Besorgniß. Am andern Morgen sahen wir die Vier Brüder, und kamen an die westliche Spitze von Madura, wo wir erfuhren, daß zwey französische Fregatten wenig Meilen von der Madura-Straße unter dem Schutze eines Forts lägen. In der Nacht hielten wir uns in der Nähe der Japara-Berge, ein hohes Land unweit des Hafens Samarang. Um Mitternacht hörten wir Geräusch von Kriegsschiffen, die Mannschaft vom Nisus und den andern Schiffen wurde dadurch aufgeweckt, um zu einem Treffen mit den Feinden sich zu rüsten. Allein man bemerkte bald, daß es nur eine Abtheilung der englischen Expedition war, welche den Feind blockirte, und zugleich mit dem Sultan von Madura eine Unterhandlung zu eröffnen suchte, um ihn vom französischen Interresse loszuziehen. Nicht lange darnach erfuhren wir, zu unserer größten Freude, daß der englische General Achmuty mit

eilftausend Mann gelandet sey, die Stadt Batavia genommen habe, und der Feind in einem Treffen geschlagen worden sey, und daß die Franzosen und Holländer unter den Generalen Jansens und Jumel weit zurückgetrieben, endlich aber bey Cornelis von der englischen Armee umzingelt worden seyen.

Auf diese Anzeige fuhr der Nisus und die zwey ihn begleitenden Schiffe in aller Eile zu der Rhede von Batavia, und kam am 20. dort an, nachdem er sich durch unzählige Inseln, die sich in der Mündung der Bay befinden, die schönsten Ansichten gewähren, und die Bay vor gewaltigen Stürmen schützen, durchgearbeitet hatte, wo er die versammelte Flotte fand. Hier erfuhr man, daß nach dem Siege der Britten bey Cornelis, der feindliche Gouverneur Jansens nur mit Wenigen nach Buitenborg 36 Meilen entfernt, sich geflüchtet habe.

Als Prior an das Land stieg, nahm er, sobald er die nothwendigen Besuche abgestattet hatte, die Stadt Batavia in Augenschein, und liefert davon folgende Beschreibung: Die Stadt ist ziemlich groß, und ihr Umfang ist oval, und die längere Seite zieht sich von Norden nach Süden. Die Straßen sind regelmäßig angelegt, breit und luftig; jedoch sind die Häuser von außen meistens unregelmäßig, wenige zierlich gebaut; dafür haben sie innerlich mehr Bequemlichkeit, und sind geräumig. Die Stadt überhaupt macht einen anzüglichen Anblick. Hier sind die öffentlichen Gebäude

nicht zahlreich und von alter Bauart: nähmlich zwey Kirchen, einige Moscheen und heidnische Tempel, das Hospital, das Stadt- und Regierungshaus, nebst einigen andern; allein, was zum Erstaunen ist, es ist weder ein Theater noch Ballsaal vorhanden. Hier ist die Sterblichkeit sehr groß, welches die niedrige Lage der Stadt, die nahen Sümpfe herum, die Feuchtigkeit der Reisfelder, wodurch die Atmosphäre stark verpestet wird, endlich die flotte, unmäßige Lebensart der Bewohner verursacht. Jedoch ist die Sterblichkeit bey den Männern stärker als bey dem Frauengeschlechte.

In Batavia findet man alle Gattungen Nationen: Franzosen, Holländer, Engländer, Deutsche, Dänen, Chinesen, Amerikaner, Portugiesen, Afrikaner, Japaneser, Türken, Armenier, Malajen, Juden u. s. w. Reiche Europäer wohnen meistens außer der Stadt auf Landgütern und Landhäusern; nur wenige ziehen die Stadt vor. Von öffentlichen Vergnügungen weiß man hier fast nichts. Die Sitten der hier wohnenden Europäer sollen gesetzt und mustervoll seyn. Die hiesigen Frauen aber sind eitel, träge, dem Hange zur Pracht, dem Ceremoniel ergeben, haben keine ordentliche und feine Erziehung, sind daher auch ohne Reiz für das männliche Geschlecht, auch hegen die eingebornen Damen gegen die eingewanderten Eifersucht, Haß und Neid. Weil die öffentlichen Bälle nicht geduldet wurden, so gab man während unseres Aufenthaltes mehrere Privatbälle. Dem Prior gefiel eine Sitte, die für das dortige

heiße Klima sehr bequem ist. Als er zu einem Mittagessen eingeladen wurde, ließ man ihm sogleich seine Parade-Uniform ausziehen; denn man kleidet sich hier, außer bey sehr förmlichen Gelegenheiten, gleich nach den ersten Ceremonien, aus. Die Gäste werden mit leichten Kleidern versehen, sogar die Perücken tragen, erhalten Nachtmützen. Wenn es Zeit zum nach Hause gehen ist, so legt jeder seine eigene Kleidung oder Uniform wieder an. Es sind in der Halle Sopha's angebracht, worauf man sich nach Gefallen ausstrecken kann; wobey sich Jeder nach Gefallen von schwarzen Bedienten fächeln läßt, um die Kühle zu genießen. Es war schon 3 Uhr, als Prior, wo er zum eingeladenen Mahle erschien, sich zum Tische setzen konnte. Statt des Brodes wurde jedem Gaste ein Teller mit Reis hingestellt, welches dazu diente, so wie auch statt des Gemüses; denn Brot ist da nicht zu haben. Um den Reis zu essen brauchte man die Finger; denn Messer und Gabeln, waren nach der Meinung des Wirthes unnöthige Dinge, da uns die Natur die nöthigen Werkzeuge dazu gegeben hätte. Als nach dem Speisen die Tische weggenommen wurden, und der leere Schenktisch nicht wieder mit Flaschen besetzt wurde, wagten die Engländer nach Wein zu fragen. Der Wirth erstaunte darüber und sagte, daß nur Wenige in der Stadt, und dieß, nur die Reichsten, diesen Artikel sich anschaffen könnten; weil die Flasche wenigstens fünf spanische Thaler kostete. Wir mußten uns dieß gefallen las-

sen, und der Wirth schickte sich an, sich zum Mittagsschlafe zu begeben.

Die Fregatte Nisus bekam den Befehl die See-Soldaten des königlichen Schiffes Lion an Bord zu nehmen, und mit den Schiffen Phöbe und dem Präsidenten nach Cheribon zu fahren; ein Bataillon Seapoy's mußte auf Transportschiffen nachfolgen. Am 4. September kam uns die Stadt zu Gesichte, die sich von der See aus gut ausnahm, und auf dem Fort sah man die französische Flagge wehen. Capitän Warren wurde abgeschickt, den französischen Commandanten zur Uebergabe aufzufordern, während dem wir uns zum Kampfe rüsteten. Allein nach einer Stunde Berathung sah man die französische Flagge abnehmen und die englische hingegen aufziehen. Es wurden nun Soldaten ausgeschifft, um die Stadt zu besetzen, und die Eroberung zu sichern. Kaum waren aber die Seesoldaten ausgeschifft worden, als sich die Nachricht verbreitete, daß General Jumel mit Franzosen und Holländern, welche Buitenborg verlassen hatten, nachdem Jansens nach Samarang gezogen war, in die Stadt eingerückt sey. Augenblicklich wurden sie angegriffen, geschlagen und umzingelt, wobey General Jumel, Oberst Knotzer und mehrere Mannschaft gefangen wurde, die darnach der Nisus aufnehmen mußte.

Cheribon ist eine der stärksten Festungen, die längs der Nordküste sich hin erstrecken. Die Stadt selbst liegt nahe der Seeküste auf einem

mehr sumpfigen Boden, welcher sich hinter derselben erhebt, und mit Waldung bedeckt ist. Zur Rechten sind Salinnen, wo Salz gewonnen wird, weiter rückwärts auch zur Rechten liegt der Berg Cheridon, von dem die Stadt den Nahmen trägt. Dieser Berg war früher ein Vulkan, und dient in der Ferne den Schiffen als deutliches Zeichen ihrer Richtung. Die Stadt ist größer, als man sich auf den ersten Anblick vorstellt, und hat eine starke Bevölkerung. Sie hat viele und meistens enge Straßen. Die Wohnungen der Javaneser sind so mit Bäumen, Sträuchern und Unterholz umgeben, daß ein Fremder, welcher auswärts sich befindet, nicht begreift, wie die Bewohner herauskommen können; denn Alles ist durch Zweige in einander geflochten, und mit Laub bedeckt. In der Mitte der Stadt wohnen die Chinesen; sie haben viel größere Häuser, und ihre Krammbuden sind sehr zahlreich. Europäer sind hier nur einige Wenige, die meistens im Dienste der Regierung sind, und sowohl in- als außerhalb der Stadt wohnen. Am zahlreichesten ist die gemischte Classe. Das Fort ist ziemlich stark, und nimmt sich äußerlich gut aus; dagegen fanden die Britten im Innern eine unbeschreibliche Unsauberkeit. Die englischen Matrosen bildeten gemäß des Auftrags einstweilen die Garnison des Forts, während man mit den Seesoldaten die Feinde, welche herumstreiften, aufzufangen suchte. Sie fanden sich aber, theils aus Unwissenheit, daß die Stadt übergeben worden sey,

theils um ihren Beschwerden ein Ende zu machen, meistens ein, und ergaben sich.

Einst wurden die Engländer in Allarm gesetzt, und es entstand ein starker Auflauf; weil sich eine große Schaar bewaffneter Leute herannahete, die schrien und jauchzten, und diesen Lärmen mit einer mißtönenden Musik begleiteten. Man war in Zweifel, wie man dieß nehmen sollte, ob diese Leute als Friedens-Gesandte oder als Krieges-Bothen kämen. Man stellte für jeden Fall die englischen Truppen auf, um auf einen etwanigen Angriff bereit zu seyn. Man entdeckte endlich, daß dieses nur ein Höflichkeitsbesuch der eingebornen Oberhäupter oder Sultane sey, wie man sie dort nennet. Diese Letzteren waren in Scharlachkleidern, die mit Gold besetzt waren. Ihre Dolche hatten Griff und Scheide vom nähmlichen Metalle, worin viele Figuren eingegraben waren, welche vielen Fleiß, aber wenig Eleganz zeigten. Diese Häuptlinge, welche vieles Ceremoniel zeigten, wurden von dem Schiffs-Capitän Beaur und den andern Officieren des Geschwaders mit allen erdenklichen Förmlichkeiten und den gewöhnlichen Ehrenbezeugungen empfangen. Die Häuptlinge versprachen, nach manchen gegenseitigen Besprechungen, den Engländern jede Beyhülfe in jeder Art zu verschaffen.

Es wurde an einem Abende von Cheridon aus eine brittische Expedition, die aus 70 Matrosen und 150 Seesoldaten und mehreren Officieren, unter welchen sich auch Prior befand, nach Karang Sambang, welches auf der Straße nach

Batavia liegt, beordert; weil die Anzeige gemacht wurde, daß sich alldort eine Truppe Feinde mit der Kriegs-Kasse und einigen Vorräthen von Lebensmitteln sich befänden. Während des Nachtmarsches wurden einige von den Seesoldaten von einer vorübergehenden Blindheit befallen, die unter den Truppen etwas Gewöhnliches ist; man nennt sie die Nachtblindheit, Nachtnebel (Nycta lopia). Der Anfall kam plötzlich, die Befallenen wurden zwar nicht ganz blind, denn sie konnten dennoch die Gestalt der Dinge deutlich unterscheiden, und mußten geführet werden. Dieß dauerte aber kaum 20 bis 30 Minuten, bey Einigen aber wohl länger als eine Stunde. Wie aber der Tag anbrach, waren Alle wieder geheilt.

Nach sieben Stunden des nächtlichen Marsches langte die Kolonne im Dorfe Bougas an. Der Feind war aber schon abgezogen und nahm den Kasten mit Speziesthalern mit, wie die Eingebornen aussagten. Er ließ nur einige Wagen Kupfermünze zurück, welche so wenigen Werth hatte, daß sie zu Cornelis sogar durch Haubitzen verschossen wurde.

Nun wurde, nach einigen Stunden Ruhe, der Marsch wieder fortgesetzt, um den Feind nachzusetzen; als ein feindlicher Officier mit einer Waffenstillstandsflagge erschien, und das Anerbiethen sich zu ergeben machte. Man schickte zwey englische Officiere die Kapitulation abzuschließen; und so wurde um 2 Uhr Nachmittag von den ermüdeten Britten, welche der lästige Sonnenstich hart

mitgenommen hatte, Karang Samblang ohne Schwertschlag genommen, und die Waffen des Feindes abgeliefert. Bey diesem Detaschement befanden sich bey 60 europäische Officiere. Nur Major le Blanc von der feindlichen Reiterey zog sich mit einer kleinen Schaar nach Samadang zurück. Aber der Kasten mit den Speziesthalern konnte nicht ausfindig gemacht werden. Nur Ausflüchte vernahmen die Britten über diese Geldsumme: daß sie nähmlich unbedeutend gewesen, und theils an die Mannschaft theils an die eingebornen Häuptlinge vertheilet worden sey, um sich bey ihnen Sicherheit zu verschaffen, indem die Einwohner, als sie das Glück der brittischen Waffen vernahmen, sich gegen die Franzosen und Holländer gewendet, und einige Officiere schon mißhandelt hätten.

Das Dorf Karang Sambang ist ziemlich bevölkert, liegt in einer fruchtbaren Gegend, und bauet viel Kaffee und Reis. Der Resident wohnt in einem niedlichen Hause auf einer Anhöhe, das von Gärten und Waltpartien umgeben ist. Der dermahlige Resident Mynherr Swalue empfing die Sieger mit Ehrerbiethung und Artigkeit. Das Fort war klein und schlecht unterhalten.

Auch hier in Java bemerkte Prior, wie die Europäer den Genuß des Tabakrauches lieben, ja wie er ihnen zum zweyten Bedürfniß geworden ist; denn derselbe ist ihnen ein nothwendiger Theil des Hausraths wie das Bett geworden; Licht und ein Bündel Cigarren muß bey ihnen niemahls feh-

len. Ein Oberhaupt der Eingebornen pflegte öfters die Engländer ohne Pracht, nur mit einem Dolch und Turban versehen, und von Wenigen begleitet, zu besuchen; bey einer solchen Gelegenheit wäre er bald durch einen Irrthum um sein Leben gekommen. Er ging einmahl dicht bey einer Schildwache vorüber, welche ihn für eine recognoscirende feindliche Vedette hielt. Die Wache rief ihn an, und als er erschrocken davon lief, feuerte sie ihm nach, jedoch glücklicher Weise ohne ihn zu treffen.

Die noch übrigen Franzosen in Samadang forderte man auf sich zu ergeben; welches sie endlich auf die Drohung eines Häuptlings, 5000 Mann gegen sie marschiren zu lassen und sie alle niederzumachen, thaten. Der Major Blanc ein Obristlieutenant und die Truppe gaben sich somit in Samadang gefangen. Die brittische Expedition ging mit den Gefangenen nach Cheridon zurück. Um aber bequemer zu marschiren hatten sich die Seesoldaten und Matrosen beritten gemacht; sie bildeten somit, was vielleicht nie gesehen wurde, eine See-Kavalerie. Sie zog in Parade in Cheridon ein, wo mittlerweile ein Bataillon Seapoys von Batavia angelangt war, um als Garnison alldort zu bleiben.

Durch aufgefangene Briefe des feindlichen Generals Jansens kam uns zur Kenntniß, daß derselbe sich in Samarang festsetzen wolle, um die Oberherrschaft zu behaupten, und daß der Prinz von Madura, Prang Wedona, wel-

cher in der französischen Armee einen militärischen Rang behauptete, mit 2000 Mann gut disciplinirter Truppen zu ihm gestoßen wäre, auch daß der Sultan von Mataram mit seiner Mannschaft erwartet wurde. Sir Samuel Achmuty traf auf diese Nachricht alle Anstalten den Feind zu schlagen, auf dessen Anordnung auch der Nisus Cheridon verlassen mußte. Am 11. September ankerte er in der Rhede von Samarang. Diese Stadt liegt an der Nordküste von Java, ist groß, von vielen Nationen, Weißen, Mestizen, Chinesen und Eingebornen bewohnt, und hat schöne Gebäude, die der Stadt ein schönes Aeußere geben. Bald darnach kam Sir Achmuty und Admiral Stophord mit dem Geschwader an; allein die Truppen in Transportschiffen langten viel später an. Man nahm durch die Böte des Geschwaders einige feindliche Canonierböte, und die englischen Landungstruppen nahmen, so wie sie sich einfanden zu Samarang Posto, um den Feind zu besiegen; indeß Admiral Stophord mit einem Theile des Geschwaders, wobey der Nisus war, gegen Sourabaya absegelte, welche die Hauptstadt des östlichen Theils von Java ist, um dort die Operationen zu beginnen.

Die Insel Java wird von der Insel Madura durch den Canal oder die Straße von Manara, welche 3, 6 und 7 Meilen breit ist, getrennt. Am östlichen Ausgange haben große Schiffe nicht Tiefe genug, und hier ist der Canal auch am engsten, und in dieser Gegend liegt Soura-

baya. Mit dieser Schiffsabtheilung fuhr man deßhalb in die westliche Mündung ein, und weil das Fort Lodowic den ganzen Canal bestreicht, so ankerte man 4 Meilen davon entfernt. Nahe dabey und über demselben liegt die kleine Insel Manara, welche die Straße verengt, und weiter hinauf liegen die feindlichen Kriegs- uud Kauffartheyschiffe bey der Stadt Greßec vor Anker. Sechs Meilen weiter Landeinwärts liegt erst Sourabaya, welche sonach von der See aus n cht angegriffen werden kann. Kaum war der Tag am 19. September angebrochen, so schiffte man die Seesoldaten der Flotte, die Artillerie und ein Bataillon Seapoys bey Soutaya aus. Sie rückten in Schlachtordnung auf Sourabaya, wo der Feind 500 Mann stark, ohne Widerstand sich ergab und die Waffen streckte.

Sourabaya wird als die östliche Hauptstadt von Java gehalten, so wie Batavia als die westliche. Die Stadt ist gesund, freundlich, hübsch, jedoch nicht so groß und volkreich als Batavia; liegt an einem schönen Flusse, und hat einen sehr guten Hafen, den man nirgends unter den benachbarten Inseln so bequem findet. Die chinesische Stadt und die Dörfer der Eingebornen liegen am linken Ufer des Flusses, die europäische aber am rechten. Beyde Städte werden durch mehrere Brücken verbunden, zu welchen Küstenfahrer mit Barken und Frachtschiffen gelangen können. In der europäischen Stadt liegt das Fort, die Gouvernementshäuser und die Barracken. Die

Gassen sind breit, und dem Nationalgeschmacke gemäß, so wie in Batavia, mit Bäumen besetzt. Die Häuser sind schön und bequem, und Wohlstand herrscht unter den Bewohnern. Die Umgebung ist romantisch; denn überall erblickt man Gärten, Alleen, Landhäuser, Lustwälder, schöne Auen ꝛc. Fruchtbarkeit herrscht im ganzen Bezirk, welche die Bewohner reichlich ernährt.

Das Fort Lodowic ist ein ewiges Denkmahl von der Kenntniß in der Baukunst des Generals Daendel; es ist meisterhaft angelegt, und äußerst fest. Es beherrscht den Eingang in den Hafen. Der Nisus hatte den Auftrag mit andern Fregatten dasselbe anzugreifen. Aber bald gab man dieses Vorhaben auf, als man fand, wie schwierig der Zugang, und wie stark es sey. Admiral Stophord forderte es am 19. auf, sich zu ergeben, aber ohne Erfolg. Weil der Capitän des Nisus, Philipp Beaver, ein ausgezeichneter Officier, von einer Blindheit früher befallen wurde, hatte er keine Gelegenheit das Fort zu untersuchen. Er wurde nun, als er genesen war, beordert, es zu recognosciren, ehe man die Belagerung anfing; und nach mancher Schwierigkeit fand er endlich, daß die Stellung auf der Manara-Insel die beste sey, indem sie nur einen starken Musketenschuß von dem Fort entfernt sey.

Einst als Beaver diese Gegend recognoscirte, erblickte er ein ungeheures Krokodill, welches sich auf einer Sandbank sonnte; er hatte wenigstens 40 Fuß Länge, der Umfang des dicke-

sten Theiles war jenem eines Stiers gleich; die Kinnladen waren 8 Fuß lang, seine Augen hatten einen außerordentlichen Glanz und funkelten wie zwey große Smaragden; den Schweif konnte er nur wenig biegen. Der Gestalt und Farbe nach konnte man ihn für einen halb in Schlamm versunkenen Baum, und die Schuppen gegen den Schweif hin für kleine nicht ganz abgehauene Zweige halten.

Während man auf das Belagerungsgeschütz wartete, um das Fort zu beschießen, kam die Nachricht, daß die ganze Insel Java sich ergeben habe. Denn der feindliche General Jansens konnte seine Stellung zu Samarang nicht behaupten, und wurde von unsern Truppen, weil die seinigen den gewohnten Muth nicht gezeigt hatten, geworfen; und so mußte er der Nothwendigkeit weichen und sich ergeben.

Nicht lange nach der Bekanntmachung der Kapitulation, erschien das englische Schiff Bucephalus, welches zwey französische Fregatten verfolgt, und mit ihnen ein unendschiedenes Gefecht bey Bornea gehabt hatte, die aber nach Greßec entkamen, wieder auf der Rhede von Samarang. Gleich wurde auf diese Nachricht dem Nisus und dem Präsidenten der Befehl ertheilt, in die See zu stechen. Sie verließen die Rhede von Soutaya, und kamen am 28. durch die Straße Sunda. Prior verließ sehr ungern die mahlerischen Ufern von Sumatra und Bonsain, und die schöne Insel Thwart-the-wag.

Beyde Fregatten kehrten nach Isle de France zurück, und nachdem sie sich einige Zeit dort verweilt hatten, kreuzten sie zwischen die Inseln Amsterdam und St. Paul, um jenen Schiffen aufzulauern, welche mit Vorräthen für Batavia aus Frankreich erwartet wurden.

Prior wurde am Abende der Insel St. Paul ansichtig; es war ein schönes, mildes Wetter, die Sonne war schon im Untergehen, und von der westlichen Spitze der Insel erblickte man steile, eisenhältige Hügel im Glanze der sinkenden Sonne. Weil er einige Tage lang sich derselben nicht nähern konnte, so machte er von ferne einen oberflächlichen Umriß derselben. Sie glich in der nicht großen Entfernung einem festen, kegelförmigen Berge, der sich aus dem ungeheuern Ocean erhob. In der Nähe hatte der höhere Theil der Insel eine Aehnlichkeit mit einem großen Wasserbecken, dessen Seiten gegen die See niedriger waren, daher man die Aussicht in das Innere gewann; der Ocean drang durch eine Pforte über Felsengrund ein. Im Hintergrunde dieser großen Höhle war ein schöner Teich voll Fische, der frey war von dem gewaltigen Tosen des Meeres. Es scheint einst der Crater eines ausgelöschten Vulkans gewesen zu seyn. Seine Seiten erheben sich bis an den Gipfel, und haben 21/4 Meilen im Umfange, der Teich selbst aber hat nur 11/2 Meilen Umfang. Vom obern Rande bis zum Wasserspiegel des Teiches beträgt die Höhe 700 Fuß, und weil das Wasser 30 Faden tief ist, so wird

die ganze Höhe des innern Randes 900 Fuß beyläufig betragen. Auch ist die Mündung des Craters der höchste Theil der Insel, die sich gegen Norden senkt, aber an der Küste herum sind hohe, schrofige Ufer.

Die Inseln St. Paul und Amsterdam entdeckte der holländische Seefahrer Flaming im Jahre 1697. Die Länge der ersteren Insel ist 5 Meilen, die Breite 3 Meilen; sie liegt im 38° 42' südlicher Breite und 77° 53' östlicher Länge. Weder Menschen noch vierfüßige Thiere findet man auf dieser Insel, weil sie keine hinreichenden Mittel zur Subsistenz darbiethet. Seekälber gab es einst hier die Menge; allein weil jährlich eine große Menge davon getödtet wird, so sind sie nicht mehr so zahlreich als sonst. Die Seekälber oder Seehunde sind sanfte Thiere; allein sie hängen sehr an ihren Jungen und vertheidigen sie mit Kraft. Als einst ein Matrose vom Nisus bey der Landung ein Junges lebendig fangen wollte, und es schon in den Armen hatte, sprang die Mutter auf ihn, warf ihn nieder, und befreyte ihr Junges. Es gibt hier eine außerordentliche Menge Fische, dagegen aber auch eine Menge ihrer Feinde; man sah hier Wasservögel, Albatros, Pinguinen, Sturmvögel und verschiedene andere, die man in höheren Breiten findet. Der Sturmvogel ist hier viel größer als der europäische.

Die Insel Amsterdam ist 50 Meilen ungefähr von St. Paul entfernt, von wo aus sie bey klarem Wetter deutlich gesehen wird. Auch

diese Insel ist öde und nackt. Das Land ist höher, und noch unfruchtbarer; die Ufer sind schwarz und felsig, und wegen der heftigen Brandung mit Schaum bedeckt; daher nur selten ein Boot sich derselben nähern kann. Sie hat einen spitzigen Berg, der beynahe senkrecht, bey 1000 Fuß, sich über das Wasser erhebt. Die Mannschaft der Fregatten Nisus und Präsident hatte daher wenig Lust hier zu landen; da ohnehin diese Insel ihnen nichts Lockendes darboth, auch die Landung nicht leicht ausführbar war.

Von hier aus fuhren sie dann nach dem Cap der guten Hoffnung, sie kamen über eine vermeintliche Untiefe, die auf einigen Karten bey dem Vorgebirge der Tafelbay angegeben wird, die sie aber nicht bemerkten, auch nichts zu sehen war, was dafür hätte gehalten werden können; und so liefen sie glücklich ein.

Einen fernern Bericht über die Fortsetzung seiner Reise hat Prior nicht herausgegeben, und so ist seine Erzählung damit geschlossen.

H. M. Brackenridge's Tagebuch der Reise auf dem Missouri-Fluß im Jahre 1811, nebst Beschreibung einiger Ansichten von Louisiana. Uebersetzt und zusammengezogen von Scheybert.

Brackenridge, ein Rechtsgelehrter, entschloß sich in Louisiana niederzulassen, und mittelst Ausübung der Rechtsgelehrsamkeit sich sein Fortkommen alldort zu verschaffen. Er schiffte sich im Frühlinge des Jahres 1810 ein, und landete in Ober-Louisiana zu Neu-Madrit. Er reiste von da zu Lande nach St. Genevieve. Hier glaubte er nun seinen Zweck zu erreichen; allein seine Hoffnungen wurden nicht erfüllet. Um sich dennoch nützlich zu beschäftigen, entschloß er sich das Land zu erforschen, und unternahm mit Manuel Lisa und Wilson Hunt einige Reisen den Fluß Misouri aufwärts. Seine Beobachtungen sind merkwürdig, und sie sollen hier in Kürze beschrieben werden.

Die früheste Geschichte von Louisiana beginnt mit einer Reihe Unfälle und Mühseligkeiten, die die ersten Pflanzer der hier gestifteten Kolo-

nien erleiden mußten. Die Verschiedenheit der europäischen Einwanderer, ihre Charaktere und Bedürfnisse, und die ungeschickte Leitung derjenigen, welche die Aufsicht darüber hatten, trugen zu diesen Drangsalen vieles bey. Selbst die erste Niederlassung in Louisiana hatte damit zu kämpfen.

Die Spanier, welche in Mexiko und auf der Insel Cuba sich niederließen, wurden bald mit dem Mexiko angränzenden und Cuba gegenüber liegenden Continente bekannt, und nannten das ganze Land überhaupt Florida, jedoch ohne es in Besitz zu nehmen oder kennen zu lernen. Der Erste war Ponce de Leon, der erst 1512 in Florida vordrang; allein er stand vieles Ungemach aus, und mußte nach Verlust vieler seiner Leute, mit dem kleinen Ueberreste zurückkehren. Auch Vasquez de Ayllon landete 1520 ohne Erfolg. Einige Jahre später versuchte Pamphilio de Narvarz dasselbe; allein er kam elendlich um. Im Jahre 1539 landete abermahls Hernandez de Soto, er starb aber bald darauf an den Ufern des Missisippi, ohne sich festsetzen zu können. Auch die Franzosen suchten sich alldort festzusetzen. Man beauftragte im Jahre 1562 den Johann von Ribaut eine Niederlassung zu errichten, dann später den Laudamere. Eine Kolonie setzte sich fest, erbaute das Fort Charles; allein die Spanier, als sie davon Kunde nahmen, machten Ansprüche auf dieses Land. Es wurde Pedro de Menendez abgeschickt die Franzosen zu vertreiben. Nach vielfältigen Hin-

dernissen und hartnäckiger Vertheidigung, ergab sich das Fort Charles dem Menendez. Menendez nahm es in Besitz, schändete aber seine That dadurch, daß er alle gefangenen Franzosen, weil sie Hugenotten waren, an Bäumen aufhängen ließ. Jedoch gelang es einem Privatmanne diese Schmach zu rächen, und die Unmenschen von Florida zu züchtigen. Es war der Franzose von Gourgues, ein sehr tapferer Mann; er hegte gegen die Spanier wegen vieler Unbilden den glühendsten Haß. Dieser rüstete, unter dem Vorwande einen Streifzug nach Afrika zu machen, eine Expedition aus, überrumpelte unvermuthet das Fort Charles, welches die Spanier St. Matteo nannten, erstürmte es, und ließ alle Spanier an den nähmlichen Bäumen aufhängen, an welchem seine Landsleute haben sterben müssen.

Späterhin baueten die Spanier ein anderes Fort St. Augustin; allein nicht lange darnach verließen sie es und ganz Florida wieder. Auch die Franzosen dachten nicht mehr an eine Niederlassung daselbst. Lange Zeit nachher gründete La Salle eine Niederlassung am Strome Missisippi; allein er wurde bald von seinen eigenen Leuten ermordet. Es landeten wieder Spanier aus Vera-Cruz, und errichteten in der Bay Pensacola eine Kolonie. Im Jahre 1699 wurde ein französischer See-Officier Iberville von seinem Könige dahin geschickt; dieser nannte das Land statt Florida, Louisiana, und legte eine Kolonie an, welche sich stark ausbreitete, als Crazot

und Bienville, als Gouverneure, nützliche und sichere Anstalten zur Erhaltung derselben trafen.

Sogar die Engländer kamen in der Folge, und wollten in Louisiana Kolonie errichten, wie es die Spanier thaten; dadurch kam die französische Niederlassung zwischen zwey Feuer, und als im Jahre 1719 der Krieg zwischen Spanien und Frankreich ausgebrochen war, vertheidigten sich die Franzosen in Louisiana so gut, daß sie Sieger blieben. Als die Kolonie späterhin sich weiter ausdehnte, kam sie in Berührung mit den wilden Natchez, und mußte mit ihnen schwere, obschon siegreiche Kämpfe aushalten; diese Wilden wurden theils vertilgt, theils so zerstreut, daß sie aufhörten eine Nation zu seyn. Louisiana hatte in den späteren Kriegen der europäischen Mächte manche Schicksale zu bestehen, bis der nordamerikanische Freystaat sich gebildet, und Louisiana demselben einverleibt, jedoch späterhin wieder an andere Mächte abgetreten wurde.

Louisiana ist eine große und weite Landstrecke zwischen der Provinz Mexiko und den vereinigten Staaten. Sie hat große, offene Ebenen und Wiesen, welche mit nackten, unfruchtbaren Hügeln untermischt sind. Der wichtigste Theil des Landes sind die Gegenden an den großen Flüssen, aber gegen das übrige Land sind sie dem Umfange nach sehr unbedeutend. Diese bewohnten Striche sind hauptsächlich an den Flüssen Missisippi, Missouri, Arcansas und Red. Es sind 10 bis 12 Meilen breite Thäler, welche überaus reich

und fruchtbar sind; jedoch sind dazwischen mehrere Niederungen, welche Seen bilden, und beym Steigen der Flüsse zurückfließende Ströme verursachen, und das Land unter Wasser setzen.

Weil das Land eine beträchtliche Höhe hat, und auch die Ebenen frey sind, so herrscht hier eine sehr reine Luft. Der Himmel hat ein so reines, erquickendes Blau, das man beynahe nirgends anders wo sieht. Wenn die Abende heiter und ruhig sind, so kann man den unbedeutendsten Rauch auf mehrere Meilen unterscheiden. Daraus ist abzunehmen, wie sehr gesund das Land seyn müsse. Die Sonnenhitze ist hier im Monath Julius eben so groß und brennend, als in andern Gegenden des Continents; allein sie wird durch die immer wehenden Lüfte abgekühlt. Der Frühling fängt mit Ende Aprils an, und in der Mitte May's ist das Wachsthum schon beträchtlich vorwärts geschritten. Es geschieht sehr oft, daß schon im August und September sich der Frost einfindet; doch zeigt sich gewöhnlich der Winter mit Beginn des Octobers. Im Winter sind häufige Stürme, die mehrere Tage dauern, und die Kälte ist sehr streng. Nur Indianer können sich dann herauswagen um nicht zu erfrieren. Der südlich vom Fluße Arcansas liegende Theil genießet eines wärmeren Klima, denn die strenge Kälte herrscht nur im nördlichen Theile.

Die nördlich vom Fluße Arcansas liegende Gegend hat wenige Regen; aber wenn sie eintreten, ergießen sie sich in Strömen; noch seltener ist

der Regen in dem südlichen Theile, dagegen fällt ein starker Thau, der dessen Stelle vertritt; deßhalb man in der trockenen Jahrszeit in einiger Entfernung von den großen Flüßen, überall wenig Wasser findet. Bey der trockenen Jahrszeit kann man über das Bett der größten Ströme trockenen Fußes gehen, man findet nicht einen Tropfen Wasser; allein nach Regengüssen, oder wenn der Schnee im Gebirge schmilzt, pflegen die Strombette sogar zu überfließen.

Ungeachtet, daß eine große Strecke von Louisiana ungebaut, und daher beynahe als unfruchtbar zu betrachten ist, so hat der übrige Theil einen unschätzbaren innern Werth. Der Staat von Louisiana und das Gebieth von Missouri haben einen größeren Umfang als die drey größten nordamerikanischen Staaten. Das Klima und der Boden ist sehr verschieden, und letzterer bringt alles zur Bequemlichkeit oder zum Luxus Dienliche hervor. Man findet reiche Mineralquellen aller Art, und der Boden und die Lage dieser Provinz liegt zum Handel und Manufacturwesen aller Art sehr günstig. Daß bey einem so großen Umfange des Landes eine Menge schiffbare Flüsse gibt, ist es nicht zu verwundern. Beynahe 300 Flüsse sind in Louisiana zur Schiff-Fahrt geeignet, es sind meistens Flüsse, die sich in den Missisippi-Strom ergießen; und dennoch nimmt das östliche Ufer dieses Stromes noch weit größere und mehrere Flüsse auf, die die vereinigten Staaten bewässern. Wunderbar ist es daher, daß in diesem Lande dennoch wenig

Quellen angetroffen werden, und die Ströme nur hauptsächlich vom Regen und vom Schmelzen des Schnees ihren Zufluß erhalten. Man bemerkt auch bey allen größeren Flüssen, die in den Missisippi sich verlieren, daß dieselben bey ihrem Ursprunge, und während ihres Laufes durch das Gebirge tiefe und klare Canäle bilden, die leicht und sicher zu befahren sind, daß sie aber sich ausdehnen, sobald sie in das niedrige Land kommen, daher breiter aber auch seicht werden, und so ganze Strecken lang schiffbar zu werden aufhören; nur vielleicht mit dem Missouri und dem Missisippi könnte man eine Ausnahme machen. Jene Flüsse, welche nahe an den Urgebirgen entstehen, sind beynahe ohne Unterbrechung bis zu ihrem Ursprunge, den sie oft in Seen haben, schiffbar. Seen gibt es in Ober-Louisiana wenige, mit Ausnahme am Ursprung des Missisippi; dagegen gibt es um desto mehr in Unter-Louisiana, welche meistens von den zurückfließenden Gewässern des Missisippi und von den Gebirgsströmen, die sich in der Ebene verlieren, entstehen.

Unter den Strömen ist der Missisippi der größte und bedeutendste. Er wird mit Recht unter den prachtvollesten Flüssen der Welt gerechnet, ja er ist der Vater der Flüsse Nordamerika's. Er durchfließt wenigstens ein Viertel des bewohnbaren Theiles von Nordamerika, indem er lauter fruchtbare Länder durchzieht, und die meisten und größten Flüsse aufnimmt. Nicht minder merkwürdig ist der Missouri, dessen Strömung wenigstens

um ein Viertel größer ist, als jene des Missisippi. Er hat eine Menge großer und kleiner Krümmungen, vier bedeutende und mehrere kleinere Wasserfälle und eine Länge von 3000 Meilen. Nach diesem Flusse ist der Arkansas der beträchtlichste, indem er 2500 Meilen lang, und zur rechten Jahrszeit durchaus schiffbar ist. Der Redfluß fließt unmittelbar in das Meer, er entspringt in den Cordileras, ist eben so lang als der Arkansas und bey 700 Meilen schiffbar ohne Hindernisse. An einer gewissen Stelle hat sich das Floßholz und die losgetrennte Wasen-Erde in eine Wölbung gebildet, die die ganze Breite des Stromes überdeckt. Es wachsen Bäume darauf, und man kann darüber gehen, ohne den Fluß zu bemerken. Unter den andern Flüssen sind die merkwürdigsten: der Moines, Rakoon, Cordeaux, St. Peter, der Grandrivor, Cansas, der Platte-Fluß, der White, St. Jacques, Chiennen, Sioux, Mouse, und Maria-Fluß.

Den Augen eines Naturkündigen biethet die westliche Seite des Missisippi einen von den übrigen Theilen der vereinigten Staaten ganz verschiedenen Charakter dar; es gibt fürwahr außer Neuholland in dieser Hinsicht kein interessanteres Land in der Welt. Unter den Thieren des Landes ist der graue Bär der merkwürdigste, der im eigentlichen Sinne des Wortes nach dem Blute des Menschen dürstet; dann findet man hier die Antilope, das Bergschaf, das Elendthier, den Wolf, den Dachs, den Büffel, den Fuchs, das Rothwild,

das Eichhörnchen, den Gopher, der eine Aehnlichkeit mit dem Maulwurfe hat, das Chamäleon, den Alligator, das Wiesenhuhn, ein Vogel von größter Schönheit, alle Arten von Enten, Gänsen, Schwannen, Kranichen, Reb- und Truthühnern ꝛc.

Auch dem Botaniker wird ein überaus weites Feld geöffnet. Man findet alle Arten Kirschen, Pflaumen, Johannisbeeren, Bohnen, Maulbeere, Erdbeere, Cypressen, Gelbholz, Zuckerbäume, Cedern, Maguolia, Baumwollenbäume, immer grüne Eichen, Traubenstöcke, Sonnenblumen, alle Arten Klee u. s. w. Für die Mineralogen ist eine große Ausbeute an Kupfer, Eisenerz, Bleymineral, Salzwerke, Schwefel, reinen Kiesel, Kalkstein, Marmor, Serpentinstein, Kohlen, Thonarten, u. dgl. Man findet auch Silber und Gold; sogar Platina will man gefunden haben. Wie in allen Gegenden der Welt findet man auch hier Spuren von ausgebrannten Vulkanen. Brackenridge hat hier sehr oft ein Phänomen beobachtet, den er sich nicht erklären konnte, auch keinen Aufschluß darüber bekam. Er hörte in der Gegend des Whiteflusses und zu St. Francis unterirdische Explosionen, deren Wirkungen er an den Felsen bemerkte. Der Schall glich einem entfernten Donner, oder einer Kanone, und Erde und Felsen sah man wie durch die Gewalt des Schießpulvers zersprengt und zerrissen da. Die auf diese Art gesprengten Felsen sind wie glasirt von einer glänzenden Materie, welche wie Metall aussieht.

Diese Erscheinung wird auch an dem Washita- und Sabine-Fluß bemerkt, wie Brackenridge in Erfahrung gebracht hat.

Die Ur-Einwohner oder eingebornen Indianer am Missouri sind durch die unglücklichen Verheerungen der Blattern ziemlich zusammen geschmolzen; indeß nimmt die Bevölkerung seit einigen Jahren wieder sehr zu. Sie bilden eine Menge Volksstämme, die aber über ein so ausgedehntes Land so zerstreuet sind, daß man sie kaum darin wahrnimmt; denn man kann Tage lang reisen, ohne eine lebendige Seele anzutreffen; ja Brackenridge fuhr den Missouri bey tausend Meilen weit hinab, ohne ein menschliches Wesen zu sehen, außer seinen Gefährten. Diejenigen Indianer, welche am Missouri ansässig sind, und Ackerbau treiben, haben eigene Ortschaften, als da sind: die Osagen, die Mohas, die Ponvas, die Pawis, die Arikavas und die Mandans; sie bewohnen auch die südwestliche Seite des Flusses Missouri, wo sich der Bluearth-Fluß hinein mündet, dann in den Zwischenarmen des Kansans-Flusses. Unterhalb der Mündung des Wolf-Flusses sind die Dörfer der Ponis, der Ollos und der Missouris. Jedoch findet man zur Sommerszeit einige Dörfer verlassen, indem ihre Bewohner durch die Ebenen umher ziehen, und zwar in Masse mit ihrem ganzen Eigenthume, das Getreide ausgenommen, und jene Artikel, die zu schwer sind, welche sie in abgelegenen Orten verbergen. Dem-

ungeachtet haben sie vieles Gepäck, was ihnen sehr zur Last fällt; denn es erfordert viele Pferde und Hunde, um es von einem Orte zum andern fortzubringen. Die übrigen wild herum zerstreuten Nationen führen ein den asiatischen Hirtenvölkern (den Nomaden) ähnliches Leben. Sie pflegen zwar nicht wie jene ihre zahmen Herden auf weidenreiche Plätze zu treiben; allein sie haben eine dem ähnliche Gewohnheit, sie folgen den Wanderungen der Büffel, welche nach ihrem Instinkt sich Weideplätze suchen, halten sich bey denselben, nähren sich von ihrem Fleische, und zünden mit ihren Mist Feuer an. Ihre Hauptbeschäftigung und ihre herrschende Leidenschaft ist aber die unaufhörliche Begierde, und das ernsthafte Trachten, sich gegenseitig aus Haß aufzureiben. Ihre kriegerischen Streifzüge erstrecken sich in erstaunliche Entfernungen; denn ihre Reisen zu diesem Zwecke erstrecken sich oft auf 800 bis 1000 Meilen. Ihre Angriffe sind nur dann blutig und zerstörend, wenn sie gegen Weiber und Kinder gerichtet sind, oder wenn sie überfallen werden. Sonst aber werden ihre Gefechte und Schlachten regelmäßig geliefert; denn es tritt da zwischen beyden Theilen eine Art von Gleichheit ein: sie fechten meistens zu Pferd, und wegen ihrer großen Geschicklichkeit fügen sie sich wenig Schaden einander zu. Wenn eine Schlacht zwischen 300 — 400 Mann auf jeder Seite den ganzen Tag währet, so endigt sie sich durch den Tod von 2 bis 3 Mann; wobey eine

nicht viel größere Zahl verwundet wird. Sie gleichen in dieser Hinsicht den Arabern.

Die Nationen auf der nordwestlichen Seite des Missisippi sind Abkömmlinge der Sioux, und leben friedlich mit einander; aber mit jenen auf der südwestlichen Seite des Flusses führen sie einen beständigen Krieg. Unter einander haben sie einen beträchtlichen Handel oder Verkehr. Die Sioux halten deßhalb regelmäßige Jahrmärkte, und haben Zusammenkünfte zu bestimmten Zeiten; welche Gewohnheit auch bey den Nationen herrscht, die an der südwestlichen Seite des Missouri sich befinden. Die mehr südlichen Nationen besitzen eine große Menge Pferde, Maulthiere und Eseln, die sie durch Handel von den Spaniern oder jenen Völkern, die unmittelbar an Neu-Mexiko angränzen, erhalten. Die südlichen Stämme bringen diese Thiere hauptsächlich zu den nordöstlich an diesem Flusse sich aufhaltenden Nationen; weil sie in gutem Einvernehmen stehen, und tauschen dafür englische Waren ein, die ihnen englische Kaufleute beyschaffen. Sie müssen ihre Pferdvorräthe durch das Ankaufen anderer stets erneuern; weil diese Thiere wegen der Strenge des Klimas, und der wenigen Sorge für die Füllen, jährlich stark zusammenschmelzen, und sie sonst in Gefahr geriethen, ganz auszusterben. Ihre Art beym Handel hat viel Rohes. Sie handeln nicht einzeln um den Preis; sondern ein ganzer Stamm kommt in die Nähe eines Dorfes, er lagert sich daselbst, und nachdem die Ankömmlinge und die

Einwohner sich gegenseitig mit tausend Höflichkeiten nach ihrer rohen Weise bekomplimentirt haben, wobey so wenig Aufrichtigkeit herrscht, als bey den verfeinerten Europäern: so machen sie sich gegenseitig Geschenke von allen Artikeln, die sie füglich entbehren können. Jede Parthey erwiedert der andern ein ähnliches Geschenk; dann wird der Jahrmarkt geschlossen, und allerley Tänze, Spiele und Belustigungen aufgeführt. Diese Wilden verachten höchst die Art, wie die Europäer zu handeln pflegen; sie wähnen, es zeige von einer engherzigen und erbärmlichen Seele, wenn man jede Kleinigkeit abwägt und berechnet. Bey ihnen setzt der Chef und sein Rath den Preis fest, und der Stamm und die Käufer müssen sich dem unterwerfen.

Die Waffen dieser Nationen bestehen aus Bogen, Keulen, Speeren und leichten Flinten; ihre Hauptwaffe, besonders bey der Jagd, ist aber noch immer der Bogen. Sie sind dem Aberglauben, wie alle Wilden, unterworfen, und der Büffelskopf ist ein besonderer Gegenstand ihrer Verehrung. Er wird an jedem Orte aufgestellt, was ihnen heilig ist, und in jedem Zelte und jeder Wohnung findet man einen oder zwey derselben, welchen alle Familienglieder die höchste Ehrfurcht bezeigen. In dem Dorfe Shebeke, wo das Haupt der Mandans wohnte, fand Brackenridge einen Tempel oder eine ärztliche Wohnung, um welche ein Raum von etwa 6 Fuß in Viereck ein-

gezäunt war. Darin sah er 4 Büffelsköpfe, welche auf kleinen Erdhügeln aufgestellt waren.

Es konnte sich Brackenridge keine rechte Idee von ihren Sprachen machen, nur aus dem, was er erfahren konnte, glaubt er, daß in Louisiana sechs verschiedene ursprüngliche Sprachen gebe. Zwar würde man nach genauern Forschungen entdecken, daß einige von diesen Sprachen auch andern Nationen Amerika's gemein sind. Jedoch scheint die Sprache der Snake-Indianer von allen übrigen Sprachen der Indier ganz verschieden zu seyn, gleichwie auch ihr Aeußeres etwas Fremdartiges hat. Die Sprache dieser Snake- oder Schlangen-Indianer fand Brackenridge im Klange ziemlich ähnlich mit den afrikanischen Sprachen, die er in Afrika gehört hat.

Die Osagen nennen sich selbst Wasasche; diese Nation theilt sich in Groß- und Klein-Osage und in die Rotte von Big Track. Ihre Sprache ist die ursprüngliche oder Muttersprache vieler anderer. Sie handeln mit Bären-Häuten, Ottern, Büffeln, Bibern ꝛc. Einst wurden diese Völker als Riesen geschildert; welches aber viel übertrieben wurde, obschon ihre Größe wirklich die gewöhnliche der Menschen übertrifft; denn überhaupt alle wandernden Nationen von Louisiana übertreffen die Weißen an Leibesgröße. Wenn man die Osagen für eine kriegerische Nation hält, so ist nicht zu verstehen, als wenn sie einen ungewöhnlichen Grad der Tapferkeit besäßen; sondern weil sie mit allen ihren Nachbaren im Krie-

ge leben; denn wenn man sie mit andern Stämmen des Landes vergleicht, so sind sie vielmehr feige und verrätherisch. Die hier Landes befindlichen indianischen Nationen haben meistens eine republikanische Verfassung; die Häupter machen den Vorschlag, und die andern genehmigen oder verwerfen es. Die dabey gebräuchlichen Feyerlichkeiten aber konnten nicht leichtlich in Erfahrung gebracht werden. Es hat viele Beyspiele gegeben, daß Häuptlinge wegen Mißbrauch der Gewalt oder unbefugten Benehmens in Ungnade gefallen sind.

Die Kansan = Indianer waren das ärgste Gesindel und die raubgierigsten Wilden am Missouri; sie beraubten die Kaufleute, mißhandelten die Weißen, und trieben Unfüge aller Art. Allein sie wurden seit einigen Jahren von den Panis, die sie immer geneckt hatten, durch eine schwere Niederlage so gedemüthiget, daß sie sich jetzt ganz ruhig betragen. Sie wohnen am Kansans-Flusse in Dörfern, und in ihrer Gegend sind viele Biber; allein sie geben sich wenig mit der Jagdbarkeit ab. Ihre Sprache ist jene der Osagen, nur in einer besondern Mundart. Die Panis, von welchen die Vorigen überwunden wurden, sind ein friedliches und gesittetes Volk. Sie behandeln die Kaufleute und die Weißen mit Freundlichkeit, und sind ausgezeichnet gastfrey, haben besonders mit den Spaniern viel Verkehr, und haben ihren Wohnsitz bey 30 Meilen von der Mündung des Flusses Platta aufgeschlagen. Auch die Shawa-

nen, die sich bey Apple-kreeck aufhalten, zeichnen sich als ein mäßiges und ordentliches Volk aus. Die Attakapas (Menschenfresser) wohnen mit den Karankowas auf einer Insel, die in der Bucht von St. Bernard sich befindet. Noch als Brackenridge dieses Land durchreiste, standen sie im Rufe, Menschenfresser zu seyn. Es gibt außer diesen noch viele andere Volksstämme, als die von Calos, Timugoa, Outina, Onothoka, die Chorokees u. s. w. Alle diese herumziehenden Indianer sind ein wildes, ausgeartetes, elendes Gesindel, sie sind höchst filzig und faul.

Der Handel wurde in diesem Lande, ehe es den vereinigten Staaten einverleibt worden war, durch bloßes Monopol, wie jeder Kolonial-Handel getrieben; wobey nur der Gouverneur oder Intendent in das Interesse gezogen wurde. Die Kaufleute erkauften ihr ausschließendes Privilegium mit der Bedingniß nur mit einem Stamme, oder an einem gewissen Flusse zu handeln. Seit der Veränderung der Regierung wurde die Handelsfreyheit eingeführt, und man legte Handlungs-Niederlassungen am Osage-Flusse, auf der Cederinsel u. s. w. an. Unter jenen, die den Handel zu heben suchten, waren Clark, Lisa, L'Oiselle, Lewis ꝛc. Lisa war der Erste, der von St. Louis aus, sich bis zum Ursprung des Missouri hinauf wagte, und Brackenridge war sein nachmahliger Begleiter auf einer solchen Reise. Lisa durchfuhr das Land der Sioux

ohne Jemand von dieser Nation anzutreffen. Als er an den Dörfern der Arikaras ankam, mußte er sich bey der Aufnahme mit vieler Klugheit und Muth benehmen. Bey 300 bewaffnete Indianer standen bey seiner Ankunft am Ufer versammelt, und gaben dicht vor seinem Boote eine Salve, um die Stelle zu bezeichnen, wo er anlanden sollte. Er that dieß unverzüglich; allein er machte auch mit Festigkeit bekannt, daß Niemand sein Boot betreten dürfe. Die Häuptlinge der Indianer stellten nun Wachen aus, um dem Andrange des Volkes abzuwehren. Hier pflegen nur die Weiber Handel zu treiben; sie kamen an den Landungsplatz mit Beuteln voll Getreide, welche sie seinen Leuten zum Verkauf anbothen. Allein ein Indianer sprang hervor, und schnitt die Beutel mit seinem Messer von einander, worauf die Weiber die Flucht ergriffen. Da ließ Lisa, welcher den Charakter dieser Indianer gut kannte, und die mindeste Furcht, die er blicken ließe, für ihn gefährlich gewesen wäre, sogleich seine Leute die Waffen ergreifen, ließ zwey kleine Kanonen, die er am Bord des Bootes hatte, auf sie richten, und traf alle Anstalten sich zu vertheidigen. Die Indianer am Ufer, als sie dieses sahen, liefen bestürzt aus einander, und leerten den Platz. Allein nach einer Weile näherten sich die Häuptlinge mit ihren Friedenspfeifen, und streckten sie vor sich aus. Lisa gab sogleich das Zeichen der Versöhnung, und sie kamen zu ihm, strichen ihm nach ihrer Sitte

die Schultern und bathen ihn, nicht böse zu seyn, indem sie erklärten, daß der Indianer, der ihn beleidiget habe, als ein böser Mann ihnen schon bekannt sey. Lisa erwarb sich durch dieses sein Benehmen Ehrfurcht und Zutrauen, und konnte somit seine Reise ohne weitere Störung fortsetzen.

Bald darauf landete Lisa am ersten Dorfe der Mandanen. Die Dörfer dieser Nation liegen längst dem Ufer des Missouri in Zwischenräumen, in einer Entfernung von beyläufig 20 Meilen. Er entschloß sich nun, durch die Dörfer zu Fuß zu gehen, während seine Boote die Reise dem Flusse aufwärts fortsetzten. Am ersten Dorfe kam er mit den Häuptlingen zusammen; er überreichte ihnen einige Rollen Tabak und andere Artikel, und erhielt die Erlaubniß, die Reise weiter fortzusetzen. Im zweyten Dorfe that er das nähmliche; im dritten aber wiesen ihm die Häuptlinge seine Geschenke zurück; dafür verlangte der Chef etwas Pulver, was er ihm aber abschlagen mußte. Er wußte, daß er in keiner Gefahr schwebe; weil sie, wenn sie ihn auch tödten würden, nicht seine Waren bekommen würden. Er blieb daher standhaft und fest bey seiner Weigerung, und äußerte ihnen selbst, sie könnten ihn umbringen, aber sein Eigenthum würde in Sicherheit bleiben, und werde durch Waffen und Kanonen im Boote beschützt. Auf diese Weise entschlossen sie sich seine Geschenke anzunehmen, die er ihnen angebothen hatte.

Einige Tage darnach, als er bey den Dörfern der Mandanen vorüber gefahren war, nahm er wahr, daß einige Aufpasser der Assineboiner in der Nähe wären, und daß sich 4000 bis 5000 Seelen dieser Nation sich annähern. Diese wandernden Indianer haben durch ihre Wachen die Ankunft des Lisa und seiner Leute erfahren. Diese Indianer hatten sich, als gerüstet zum Kriege, roth gemahlt. Hier war eine unerschrockene Fassung und die äußerste Kühnheit nothwendig. Lisa lud seine zwey kleinen Kanonen, fuhr an die Wilden heran, und als er auf 100 Schritte sich ihnen genähert hatte, ließ er die Kanonen losschießen, und eine Salve aus dem kleinen Gewehr geben. Dadurch wollte er ihnen nur einen Schrecken einzujagen suchen. Diese erste Salve machte auf sie keine geringe Furcht; es war komisch zu sehen, wie sie auf diese Schüsse zurückprallten, übereinander zu Boden fielen, und eiligst auf die Hügel sich flüchteten. Nur wenige Krieger und Häuptlinge blieben am Ufer zurück. Sie warfen vor sich die Friedenspfeife, und Alles wurde dann freundschaftlich abgethan. Nun setzte er seine Wasser-Reise fort; er kam bis zu dem Yellow-Strome, fuhr in seine Mündung, und auf demselben noch 150 Meilen aufwärts bis zum Flusse Big-Horn, allwo er ein Haus baute, es wohl befestigte, und eine Handelsniederlage errichtete. Hier hielt er sich, bis Alles vollendet war, neun

Monathe auf. Nun kehrte er nach St. Louis zurück, und seine Reise wurde durch die Handelsvortheile reichlich entschädigt. Jedoch erfuhr er späterhin, daß er nicht die rechte Gegend zum Handel gewählt habe, und daß die nördliche Seite des Missouri an Pelzwerk, und zwar von kostbarer Art, weit reicher sey. Indessen wurde von Lisa und anderen Spekulanten und Kaufleuten eine Missouri-Pelz-Compagnie errichtet, welche mehrere Expeditionen ausrüsteten, und mehrere Niederlassungen und Faktoreyen bey den Mandanen, Sioux- und Arikaras-Indianern errichteten. Anfangs war die Aussicht zu dieser Spekulation sehr schlecht und wenig aneifernd; allein bey einer dritten Expedition hatte Lisa einen erfreulichen Ausschlag gegeben; denn die Compagnie hatte nicht nur ihr Kapital gerettet, sondern sogar vermehrt.

Auf dieser dritten Expedition hatte Lisa den Brackenridge zum Begleiter. Letzterer konnte dem Ansuchen desselben ihn zu begleiten nicht wiederstehen, obschon er wußte, daß von Seite der Indianer Feindseligkeiten zu befürchten waren; weil sie sich gegen die Weißen auf eine unfreundliche Art benommen haben, und sehr zu befürchten stand, daß trotz der zahlreichen Gesellschaft, sie sich dennoch nicht durch die kriegerischen Haufen der Sioux einen Weg werden bahnen können. Sie fuhren dennoch glücklich den Missouri hin-

auf, und Brackenridge, der zwey Boote unter seinem Befehle hatte, kam nach fünf Monathen reich mit Fellen und Pelzwerk beladen, die für Rechnung der Compagnie erhandelt wurden, nach St. Louis zurück. Von da schiffte er sich im November nach Neu-Orleans ein, und kam im December 1811 alldort, dem Ziele seiner Reise an.